

DIE FACKEL

Nr. 69

WIEN, ENDE FEBRUAR 1901

II. JAHR

»Errat, qui temperantiam, medioeritatem, modum denique desiderat in re optima.«

Cicero, ad Ennium.

»'Elender Pamphletist!' Dies Wort des Anklägers brachte die Richter, die Zeugen, die Geschwornen, die Zuhörer gegen mich auf und entschied alles. Ich war von diesen Herren verurteilt, im Augenblick, da mich der Ankläger einen Pamphletisten genannt hatte, worauf ich doch nichts erwidern konnte; denn ich war mir ja bewußt, wirklich so etwas geschrieben zu haben, was man ein Pamphlet nennt. Ich hätte nicht zu leugnen gewagt. Ich war nach meinem eigenen Urteil ein Pamphletist, und da ich den Schrecken sah, den dieses Wort allen Zuhörern einflößte, saß ich verwirrt da.«

— — — — —

»Wenn Herr Broë ¹ Sie Pamphletist genannt hat, so bedeutete dies so viel, als hätte er gesagt: 'Unglücklicher, du wirst nie ein Amt oder Sold bekommen; Bedauernswerter, du wirst in kein Vorzimmer eines hohen Herrn vorgelassen werden und zeitlebens wirst dir kein offizielles Gunstlächeln, keinen Gnadenblick von oben erhalten!' Das ist es, was sie schaudern machte, als sie das Wort Pamphletist hörten, das ist es, weshalb sie aus Ihrer Nähe flüchteten. — — — Der wahrheitsliebende Autor eines Blattes oder einer Broschüre, die ein bißchen gelesen wird, hat naturnotwendig Alles gegen sich, was nicht zum Volke gehören will, und das ist bei euch in Frankreich alle Welt. Keiner will von ihm etwas wissen, jeder verleugnet ihn. Wenn trotz alledem Gottes Gnade euch immer wieder Pamphletisten schenkt, so tut sie es darum, weil es notwendig ist, daß es auch Skandale gebe. Aber wehe demjenigen, durch den der Skandal zum Ausbruch kommt, der im allgemeinen Interesse über einen wichtigen Punkt dem Publikum die Wahrheit sagt! — — Ihm wäre besser, er wäre nie geboren. Doch gerade die Verfolgung ist es, die seinen Worten Glauben verschafft. Keine Wahrheit hat sich noch ohne Märtyrertum Bahn gebrochen, mit Ausnahme der Euklidischen Lehrsätze. Man kann andere nicht überzeugen, ohne

¹ Der Ankläger in dem Preßprozeß gegen Courier, der ihn mit »Elender Pamphletist« apostrophiert hatte. [KK]

für seine Überzeugung gelitten zu haben, und der heilige Paulus sagt mit Recht: 'Glaubet mir, denn ich bin oft im Gefängnis.' Wenn er in Wohlleben sich befunden und aus der Lehre, die er predigte, Gewinn gezogen hätte, er hätte nie die Kirche Christi gegründet. — — Du aber, Winzer Paulus Louis, der Einzige, der in deinem Lande ein Mann des Volkes sein will, gehe einen Schritt weiter, nenne dich Pamphletist und verkünde es laut, daß du Pamphletist bist. Schreibe, mache Pamphlet nach Pamphlet, solange dir der Stoff nicht ausgeht. — — Man wird dich anhören, wenn man sieht, daß du verfolgt wirst. Denn du brauchst diese Unterstützung, und du bist ohnmächtig ohne die Hilfe des Herrn Broë. Deine Aufgabe ist es, zu sprechen, die seine, durch die Anklage gegen dich die Wahrheit deiner Worte zu beweisen.«
Paul Louis Courier, »Pamphlet des pamphlets« (1824).

Ich habe neulich vor dem Schwurgericht die Herren Hermann Bahr und Bukovics angeklagt und wurde, da ich von hundert Vorwürfen zwei nicht gerichtsordnungsmäßig beweisen konnte, zu einer hohen Geldstrafe und zur Bezahlung der Gerichtskosten verurteilt. Mir war's wahrhaftig nicht darum zu tun gewesen, den Kampf, den ich seit zwei Jahren in diesem Blatte führe, auf den Boden des Gerichtes zu übertragen, und es ist ja auch bekannt, daß ich es nur auf ausdrücklichen Wunsch meiner Gegner getan habe. Sie ließen mich eines Tages verständigen, daß ihnen die fortgesetzten Angriffe ungemütlich geworden seien und daß sie es für geraten hielten, den Streit der geräuschlosen und unblutigen Judicatur einer literarischen Öffentlichkeit zu entziehen und von dem gut unterrichteten Publikum an die besser zu unterrichtenden Geschwornen zu appellieren. Ich habe diesen Schritt nicht begriffen und nicht gebilligt. Der in seiner Ehre beleidigte Privatmann, dem die öffentliche Presse Genugtuung weigert, mag in der Klage den einzigen Ausweg erblicken. Aber die in ihrer Ehre beleidigte Presse verfügt über eine Macht, die es ihr an die Hand gibt, dieselbe Öffentlichkeit, die Zeuge der Beleidigung war, auch als Richter anzurufen. Die sofortige Aufklärung des Sachverhalts im 'Neuen Wiener Tagblatt': die schleunige Publikation des zwischen den Herren Bahr und Bukovics abgeschlossenen Kaufvertrages und die — nicht einmal ehrenwörtliche — Versicherung des Herrn Bukovics, daß er im Falle Holzer sein Ehrenwort nicht gebrochen habe, hätten das Verfahren wesentlich abgekürzt. Ich kann nachträglich verraten, daß ich so loyalen Gegnern gegenüber das Wort zu der folgenden Erklärung gefunden hätte:

»Ich muß die Herren Bahr und Bukovics heute loben, weil sie mit der törichtesten Totschweigetaktik gebrochen haben, mir mutig entgegengetreten und die Zahl der ihnen vorgeworfenen Fakten um zwei verringern. Sie haben die Entscheidung der breitesten Öffentlichkeit angerufen, die wir ja immer als zuständigen Richter über die Differenzen unserer Anschauungen — auch der moralischen — betrachten können. Drei, oder eigentlich zwei, tatsächliche Angaben der 'Fackel' sind es, die von den Herren bestritten werden und auf deren Widerruf sie Wert legen zu müssen glauben. Mir scheinen sie im Vergleich zu allem, was ich zumal gegen Herrn Bahr in der 'Fackel' seit deren erstem Hefte vorgebracht habe, so wenig bedeutend, daß mir nichts daran liegen kann, sie

aufrecht zu halten. Herr Bahr hat also den Grund zu seiner Villa in Ober—St.Veit — er versichert es und legt zum Beweise einen Kaufvertrag vor — *nicht* von Herrn Bukovics als Geschenk erhalten. Was verschlägt's mir, der dies doch nur als eines der nebensächlichen Argumente für die Inkompatibilität der Stellungen eines Kritikers und eines Autors, dessen Stücke der von dem Kritiker abhängige Theaterdirektor aufführt, herangezogen hat? Und Herr Bukovics behauptet — bei einer Gerichtsverhandlung würde er es wohl beeden —, er habe Herrn Rudolf Holzer nicht das *Ehrenwort* gegeben, daß er dessen Stück im Herbst 1899 aufführen werde. So hat Herr Holzer, als er meinen Gewährsmännern von einem Ehrenwort und einem Ehrenwortbruch sprach, eine Unwahrheit gesagt und gibt dies zu, so lange er der Erklärung des Direktors nicht widerspricht. Bei einer Gerichtsverhandlung würde er wohl beeden, daß er nie ein Ehrenwort empfangen habe, und bei einer Gerichtsverhandlung würde sich wohl noch klarer herausstellen, daß er seinerzeit meine Gewährsmänner und somit auch mich irreführte. Aber das, was Herr Hölzer *vor* einer eventuellen Beeidigung über diese Angelegenheit herumerzählt, ist eben gleichgültig, Herr Holzer kann von keiner Macht der Erde gezwungen werden, außergerichtlich die Wahrheit zu sagen, und *ich* habe nur die erfreuliche Tatsache zu vermerken, daß der Theaterunternehmer die Hilflosigkeit eines jungen Autors, dessen ich mich annehmen wollte, nicht ausgenützt, ihn nicht in seinen Erwartungen betrogen und überhaupt nichts getan hat, was Herrn Holzer schädigen oder Herrn Bukovics in der öffentlichen Meinung herabsetzen könnte. Ich kenne Herrn Holzer nicht persönlich und habe mich für ein allgemeines autorrechtliches Interesse eingesetzt, da ich seine Sache gegen Herrn Bukovics führte, wie sechs Wiener Theaterkritiker die Sache des Herrn Schnitzler gegen den Burgtheaterdirektor geführt haben. Könnte es nicht auch geschehen, daß die sechs journalistischen Nothelfer des Herrn Schnitzler bekennen müßten, sie hätten ihr kränkendes Verlangen, daß Herrn Schlenters »in Ausübung seines Amtes hinausgegebenes Wort einer gewissen Verlässlichkeit nicht entbehre«, auf Grund einer vorschnellen und einseitigen Information gestellt? Herr Schlenther hat den Sachverhalt aufgeklärt, aber die Herren waren nicht so loyal, eine Erklärung abzugeben, wie ich es heute, ohne gezwungen zu sein, tue. Gebrochenes Wort — gebrochenes Ehrenwort: unter Männern wiegt der Vorwurf gleich schwer. Und ist's ein Unterschied, weil dort Herr Schnitzler persönlich, hier Herr Holzer indirekt, durch verlässliche und honorige Freunde, informiert hatte? Und auf welcher Seite war der bessere Glaube? Die sechs Kritiker haben wie ich eine fremde Sache zu der eigenen gemacht. Aber sie haben einen persönlichen Freund, ich einen mir völlig unbekanntem Autor geschützt; sie hatten sichtlich einer alten Animosität gegen Herrn Schlenther den neuen Vorwand gefunden, ich wollte gegen den mir völlig gleichgültigen Herrn Bukovics eine prinzipielle Frage erörtern. Die Gegenerklärung des Burgtheaterleiters hat bewiesen, daß die Herren mit den Mitteln der Indiskretion und der absichtlichen Verschweigung der Herrn Schlenther entschuldigenden Korrespondenz gearbeitet hatten. Meine Information war lückenlos: die private Aussage des

Geschädigten. Und darum war nicht nur der bessere Glaube, auch die bona fides auf meiner Seite. Eine zuverlässigere Information als durch eine der betroffenen Personen gibt es nicht, der Schädiger aber erteilt keine Auskunft. Beim Ehrenwortbruch selbst konnte ich nicht zugegen sein, und eine telephonische Anfrage an Herrn Bukovics hätte ihren Zweck verfehlt. So mußte mir, was Herr Holzer *mehreren* Herren gesagt, gelten. Heute erkenne ich, daß es trotzdem nicht gilt. Das will besagen: unter hunderten eine unrichtige Information. Sie würde mich entehren, wenn ich sie um der Person, nicht um der Sache willen aufgenommen hätte, wer in die Information mit dem Kampf identisch wäre. Aber die Information ist unrichtig, und der Kampf ist gerecht. Herr Bukovics hat sein Ehrenwort nicht gebrochen, und die Autoren sind der Willkür der Theaterunternehmer preisgegeben. Die Sache bleibt, das Beispiel war schlecht gewählt. So wenigstens versichert Herr Bukovics und würde es bei einer Gerichtsverhandlung wohl beeden. Und nun zu Herrn Bahr. Er veröffentlicht einen Kaufvertrag, den er mit dem Volkstheaterleiter abgeschlossen hat. Er hat also das Grundstück in Ober— oder Unter—St. Veit nicht geschenkt bekommen. Ich war also unrichtig informiert. Und wieder ist es mir darum zu tun, meinen besten Glauben in der Sache und meinen guten Glauben in der Information zu beweisen. Ich bekämpfe Herrn Bahr und sein die letzten Reste einer österreichischen Literatur verheerendes Treiben seit zehn Jahren. Ein persönliches Motiv wird mir höchstens Herr Bahr nachsagen können; nachweisen nicht einmal er. Diesem Kampfe liegt die Gegensätzlichkeit zweier literarischer Organismen, zweier Weltauffassungen zugrunde: Herr Bahr ist, soweit die Tätigkeit im Dienste der Aktiengesellschaft Steyrermühl dies zuläßt, mehr dionysisch veranlagt, ich anders. Herr Bahr ist für das produktive Schaffen überhaupt und für sein eigenes ganz besonders und für schrankenlose dramatische Betätigung sogar dort, wo die Objektivität des Kritikers darunter leiden könnte. Und ich — bin der ewige Störenfried. Herr Bahr ist mehr positiv veranlagt, ich mehr kritisch, Herr Bahr *fördert* das Unkraut, ich jäte es aus. Und da er den Ehrgeiz hat, das literarische Unkraut, das er im Laufe der Jahre gefördert, selbst noch zu überwuchern, scheint er mir doppelt gefährlich. So erklären sich Eifer und Heftigkeit meines Kampfes. Dazu kommt: Herr Bahr ist weitaus begabter als die anderen; wo die anderen sich mit dem Emporschwindeln ihrer eigenen werten Persönlichkeit begnügen, hat er immer die Kraft, sich *und* ein Dutzend Talentlosigkeiten durchzusetzen. Ferner: er ist ein Renegat ins Getto, er leiht dem Treiben der geschäftig wimmelnden Schmöcke seine arische Repräsentanz, und während er mit der Geriebenheit von hundert Buchbinders seine dramatische Erwerbstätigkeit mit dem kritischen Amte verkuppelt, bleibt er nach außen der selbstlose Förderer aller heimatlichen Talente, der Entdecker sämtlicher im Reichsrat nicht genügend vertretenen Provinzen, der patriotische Kulturbringer, dem sich die schwarzen Bärte und die gelben Flecke seiner Concordiabrüder mählich zu einem profitablen Schwarzgelb verdichtet haben. Freimauer machen seine Premierenerfolge, die Reklame der journalistischen Gevatterschaft und die Bereitwilligkeit der dem Freunde und einflußreichen Kritiker

ergebenen Direktion besorgen das Übrige. Er ist der deutlichste Vertreter des Systems, das auf Wiens Bühnen so drückend, alle Lebensgeister dieser Stadt ertötend wirkt, der bedenkenloseste Mißbraucher jener Gewalt, die da Presse heißt und die, als »Concordia« konstituiert, der geistigen Entwicklung dieser Stadt hundertmal gefährlicher wurde als das »Concordia«, dessen Herrschaft sie ablöste. Wie die Mitglieder der Mafia und Camorra von den sizilischen Gutsbesitzern Abgaben an Geld, Getreide oder Vieh bei sonstiger Einäscherung des Hofes erpressen, so erzwingen die Mitglieder der »Concordia« von den Wiener Theaterdirektoren die Abgabe von Tantiemen bei sonstiger Zerstörung des Theaters. Verzweifelnd hat der alte Jauner von dem Revolver, den er als wirksame Waffe in jahrzehntelanger Theaterlaufbahn kennen gelernt hatte, selbst Gebrauch gemacht, und Alexandrine v. Schönerer, die durch zehn Jahre in der Wahl schwankte, ihr Theater durch elende Kritiken oder durch elende Operetten ruinieren zu lassen, ist schließlich, völlig gebrandschatzt, vom Schauplatz ihres Martyriums abgetreten. Ich habe Herrn Bahr oft und oft vorgehalten, daß er, der einst mit harten, wenn auch stets nur allgemeinen, Anwürfen gegen dies schändliche System zu Felde zog, es jetzt mit aller Kraft zu stützen und mit aller Geschäftsklugheit zu nützen trachtet. Ich tue dies auch heute und wiederhole zum hundertsten Mal, daß er offenkundiger und bewußter als die anderen seine Kritik über ein bestimmtes Wiener Theater in den Dienst seiner Geschäftsbeziehungen zu ebendemselben Theater stellt. Denn ich vermag nicht nur nachzuweisen, daß er, als der Tantiemenstrom in seine Tasche zu fließen begann, über Direktor, Regie und Schauspieler, die er einst beschimpft hat, anderer Meinung wurde: ich kann auch zeigen, wie er nachträglich, als er sie in ein Buch aufnahm, seine früheren aggressiven Urteile *verändert* hat. Einem Kritiker, dem von dem Theater, das seiner kritischen Kontrolle anvertraut ist, so reiche Vorteile zufließen wie Herrn Bahr, einem Kritiker, dessen Durchfallsstücke von der Direktion sichtlich »durchgepeitscht« werden und dessen verlachte »Josephine« unter vierzehn Aufführungen sechs an Sonn- und Feiertagen erleben durfte, habe ich nunmehr zugemutet und zugetraut, er lasse sich von dem befreundeten Theaterunternehmer einen Villengrund schenken. Dies ist nach all dem, was ich vorher behauptet, keine Beleidigung mehr. Die Herren Bahr und Bukovics machen aus dem Freundschaftsbündnis, das sie über einer stürmischen Vergangenheit geschlossen, kein Hehl. Einem Freund zuzumuten, er habe dem Freunde ein Geschenk gemacht, ist keine Ehrenbeleidigung. Sie wird es erst durch den Zusatz, daß jener ein einflußster Kritiker sei. Gelingt es mir, nachzuweisen, daß Herrn Bahrs kritische Objektivität schon im Tantiemenrausche getrübt sei, so wäre, selbst wenn die Schenkung des Grundstückes ein Kauf ist, mein Wahrheitsbeweis für die Ehrenbeleidigung erbracht. Die Behauptung: Müller hat dem Schulze eine Uhr geschenkt — mag wahr oder falsch sein. Eine Beleidigung ist sie nicht. Wenn ich aber hinzufüge: Müller ist nämlich mit Schulzes Frau sehr gut bekannt, so steckt im Worte »nämlich« die Beleidigung. Gelänge es nun, in einem Prozesse nachzuweisen, daß Schulze jährlich von Müller einige tausend Kronen für die Dul-

derung des ihm bekannten unsittlichen Verhältnisses Müllers zu Schulzes Frau bezieht, so wäre die Frage, ob ich durch die Behauptung vom Uhrgeschenk eine Ehrenbeleidigung begangen habe, auch wenn diese Behauptung sich als völlig falsch erweist, zu *verneinen*. Ich hätte also bloß das unsittliche Verhältnis Bahr—Bukovics nachzuweisen. Herr Bahr aber versteift sich auf den Villengrund und legt den Kaufvertrag vor. Umso besser. Dann war ich in diesem einen Punkte falsch oder ungenau informiert, und der Kritiker, der sich von der Kanzlei des Deutschen Volkstheaters jährlich mehrere tausend Kronen schenken läßt, war so nobel oder so kleinlich, sich nicht auch noch einen Villengrund schenken zu lassen. Meine bona fides: ich hatte von mehreren Seiten die in St. Veit als notorisch geltende Tatsache erfahren, und da ich zwecks Überprüfung der Nachricht mich nicht gut telephonisch an einen der beteiligten Herren wenden konnte, habe ich mich an das Grundbuch Hietzing gewendet. Und das Grundbuch sollte doch in solchem Falle der zuverlässigste Gewährsmann sein. Was fand ich? Besitzer des Grundes, auf dem Herr Bahr seine bereits bezogene Villa gebaut hat — Emerich v. Bukovics. Vielleicht, sagte ich mir, hat irgend ein besonderer Umstand die Eintragung des Kaufvertrages ¹ verzögert? Immerhin — ein Theaterrichter muß auch den Schein vermeiden. Warum kauft sich Herr Bahr just in Ober—St. Veit an, warum löst er just Herrn v. Bukovics, über dessen Geschäft er öffentlich urteilt, einen Grundbesitz ab? Sind derartige geschäftliche Transaktionen zwischen einem Publizisten und einem Theaterleiter überhaupt zulässig? Und wo sind die Garantien gegeben, daß der Kaufpreis des Grundes dem Werte entspricht? Eine Sache kann geschenkt, sie kann aber auch »wie geschenkt« ² sein: negotium mixtum cum donatione ... Aber ich verzichte auf alle Einwände. Herr Bahr versichert, er habe das Grundstück durch Kauf erworben. Meine Information war demnach ebenso unrichtig, wie mein Kampf gerecht.«

So ungefähr hätte ich gesprochen, wenn meine Gegner mir auf dem Terrain ihrer Presse entgegengetreten wären. So spreche ich heute, da sie es nicht getan, da sie aus der sinnverwirrenden Fülle der Beschuldigungen klaren Blickes zwei herausgehoben und den ganzen Kampf in die Sphäre einer trockenen Kriminalität gerückt haben. Ich habe ihn — und das ist das rühmliche Ergebnis dieser Gerichtsverhandlung — dem unfruchtbaren Boden wieder entzogen. Ich habe den Herren bewiesen, daß ihre Beziehung, auch wenn der eine nie ein Ehrenwort gebrochen, der andere nie ein Grundstück geschenkt bekommen hat, eine unstatthafte ist. Ich habe bewiesen, daß junge, einflußlose Autoren sich von den allmächtigen Theaterlenkern alles gefallen lassen müssen, und klarer konnte dieser Schwächezustand der Öffentlichkeit nicht gemacht werden, als durch die Vorführung eben jenes Herrn Holzer, der vor Gericht seine Begeisterung für Herrn Bukovics und seine Verachtung für mein Streben, ihn gegen den Unternehmer zu schützen, bekundete. Und daß

1 Sie geschah, wie sich gezeigt hat, erst am 8. November 1900, also fünf Monate nach meiner Publikation. [KK]

2 In der Verhandlung wurde vorgebracht, daß der Kaufpreis des Bahr'schen Grundes: 4,25 Gulden per m², der Kaufpreis des Nachbargrundes (laut Briefes des Besitzers, Oberstleutnants v. Sturmthal in Graz) »auf Grund des seinerzeitigen Angebotes eines hervorragenden Wiener Architekten« 7 fl. per m² beträgt. [KK]

Autoren, denen das kritische Nebenamt Einfluß über eine Theaterkanzlei verleiht, diesen Einfluß in schrankenlosester Weise ausnützen, konnte wieder nicht eklatanter als an der Figur eben jenes Zeugen Bukovics bewiesen werden, der geltend die Größe seines »Freundes und Gönners« ins Haus rief und in jedem Worte die Erkenntnis der Überlegenheit des kritischen Machthabers verriet. Wahrlich, wenn Orgon und Tartüffe ihren Schöpfer Moliere auf Ehrenbeleidigung geklagt hätten, drastischer wäre das Verhältnis ausgenützter Einfalt und geschäftsschlauer Freundschaft nicht dargestellt worden.

Diese Geschwornenverhandlung konnte zuletzt keinen andern Zweck haben als den einer tatsächlichen Berichtigung. Zwei Mitteilungen, die ich im besten Glauben veröffentlicht, waren schlimmstenfalls unrichtig. Aber, daß hundert wirkliche Ehrenbeleidigungen zitiert und bewiesen werden könnten, darauf waren die Herren nicht gefaßt. Einstimmig haben die Geschwornen, die ja leider über nichts anderes entscheiden durften, die Unrichtigkeit zweier Informationen bekräftigt; einstimmig hätten sie, wäre sie ihnen gestellt worden, die Frage auf die Reinheit und Notwendigkeit meines Kampfes bejaht. Daß ich ihn jenseits der durch den Strafprozeß gesteckten Grenzen erläutern, daß meine Verteidigung sich zu einer Anklage gegen das von mir angegriffene System verwandeln konnte, danke ich der Einsicht und Loyalität eines klugen und in Dingen der Literatur bewanderten Vorsitzenden, der, wie alle Zuhörer versicherten, charmant gegen mich war. Daß er wirklich charmant und gegen mich war, habe ich vor und nach seinem Resümee zu erfahren Gelegenheit gehabt ...

Wenn ich bedenke, daß die Zeitungen, so entstellte, willkürliche und gehässige Berichte die meisten auch brachten, doch ein gut Teil der von mir aufgedeckten Theaterkorruption der Kenntnis ihres Publikums vermittelt haben, so kann ich die mir auferlegte Geldbuße nicht zu hoch finden; was bedeutet sie im Vergleiche zu der Summe, durch die ich die liberale Presse zur Verbreitung meiner Ideen im außergerichtlichen Wege hätte veranlassen müssen?

Zum Danke an die Presse der übliche Dank an das Publikum. Es hat mich — ich meine das Auditorium der Verhandlung — nicht minder eifrig, nicht minder verständnisvoll unterstützt. Ich werde es diesen Neugierigen, die so zahlreich versammelt waren, nie vergessen, daß sie nach zweitägigem angestrenghen Zuhören noch die Kraft hatten, bei meiner Verurteilung in ein Indianergeheul auszubrechen. Rascher hätten die zwölf Männer aus dem Volke nicht zur Erkenntnis gebracht werden können, wem zu Gefallen sie ihr Verdikt gesprochen hatten. Was mein Verteidiger in einer meisterlichen Rede ihnen angekündigt, eine Stunde später hatte es sich erfüllt, als ein tosendes Bravogeschrei ertönte und ein schadenfrohes Grinsen durch die versammelte Schar der Jobber, Preßleute und Librettowucherer ging. Nie sah ich auf solchen Gesichtern den Abglanz von so heiliger Begeisterung ruhen wie an diesem Abend, an dem ich nach zweitägigem, an Aufregungen reichen Kampfe einem Schuldurteil standhielt. Ich sah das verklärte Antlitz des Herrn Buchbinder, als der Klageanwalt mir die Tätigkeit des »Schnüffeln« imputierte, und ich gewahrte die freudige Erregung des die vorderen Reihen beherrschenden Sozialpolitikers Isi Singer, als Herr Harpner pathetisch verkündete, der Kampf gegen die Creditanstalt und Südbahn sei kein antikorruptionistischer Kampf. Ich glaube, die Sicherung des Terminhandels auf ein volles Jahrhundert, die behördliche Sanktionierung des »Schnittes« hätte in dieser Gesellschaft keinen größeren Jubel wecken können als meine Verurteilung. Mich soll's nicht wundern, wenn ich noch erfahre, daß an diesem Abend die liberalen Zeitungsherausgeber beschlossen haben, den Betrag des defraudierten Zeitungsstempels für eine Auflage den Armen Wiens zu spenden, und sicher-

lich ist in allen anständigen Häusern der inneren Stadt, im Palaste des Millionendiebes wie in der von Olbrich eingerichteten Hütte des schlichten Börseaners, an diesem Abend illuminiert worden. Psychologisch interessant, meint ein Leser der 'Fackel', sei das plötzlich erwachte Solidaritätsgefühl all jener inferioren Elemente gewesen, die sich sonst — im Existenzkampf — feindlich gegenüberstehen und die jetzt der durch die Angst geschärfte Instinkt sich zusammenrotten ließ. Alle gegen Einen. »Es liegt eine tiefe, feierliche Ironie in dem Jubelruf: Wir haben gesiegt!« Und ein anderer Freund versichert, die Richtigstellung zweier Informationen im Gerichtssaal werde zwar mir nicht schaden, aber meinen erbärmlichsten Gegnern ungeheuer nützen. »Ich glaube an einen wirklichen und wahrhaftigen Sieg der Korruption, an eine totale Abstumpfung des öffentlichen Gewissens. Ich kann nur wünschen, Sie mögen den Satz des Klageanwaltes, daß die 'Fackel' ein gefährliches Blatt sei, durch jede Nummer zu bestätigen und zu widerlegen streben. Oder wollen Sie in der Auswahl Ihrer Gegner vorsichtiger sein? Nur Leute angreifen, die wirtschaftlich und sozial zu schwach sind, um Sie zu klagen? Es könnte auch Einer auf die Idee kommen, Ihnen zu raten, Ihre Informationen sorgfältiger zu prüfen. Aber glauben Sie mir: daran liegt es nicht. Der Mann wäre ein Idealist. Lügen darf man, so viel man will; aber man muß achtgeben, mit wem und gegen wen. In Beziehung auf die Korruption jedoch gilt der Satz Goethes: »Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.« Alle Welt fühlt sich wohl dabei. Stören Sie die Leute nicht, sondern setzen Sie sich zu Tische. Sie haben den Antikorruptionismus zu ernst genommen. Wenn man das kunstgerecht machen will, so muß man dem Wissenden zu verstehen geben, daß man auch anders könnte, wenn man wollte. Dann geht's Sollte wirklich der Antiliberalismus an jenem 23. Februar eine Schlacht verloren haben? Es wird immer klarer, daß unsere Gegner die Zeichen der Zeit besser verstehen als wir.«

»Na, und wenn schon der Bukovics dem Bahr das Grundstück geschenkt hat — was geht denn das den Kraus an?« So lautet die Frage, der man in den letzten Tagen da und dort in Wien begegnen konnte. Sie bezeichnet das ethische Niveau, auf dem sich auch die wiederholte verzweifelte Erklärung des Zeugen Bukovics bewegt hat: wie er sein Repertoire mache und ob er Herrn Bahrs Stücke am Sonntag oder nur an Wochentagen gebe, dies sei seine Privatsache, in die sich niemand zu mischen habe. Der Sozialdemokrat Harpner pflichtete dieser Anschauung durch den oft und oft erhobenen und dem Gedankenkreise des Franz—Josefs—Quai entlehnten Einwand bei, daß ich mich um das Berliner Defizit des Herrn Bukovics nicht zu kümmern brauche, weil ich's ja doch nicht zu »zahlen« haben werde. Von dem Standpunkte dieser Ethik aus wäre ich am Ende freigesprochen worden, wenn es mir gelungen wäre, nachzuweisen, daß ich ein persönliches Interesse hatte, den Kampf gegen Herrn Bahr zu führen. Dann würde meine »Einmischung« erklärlich, und der Vergleich einer mir etwa von Herrn Bahr zugefügten Beleidigung mit der Betätigung meines Rachebedürfnisses gäbe eine glatte Rechnung. Welcher Teufel aber plagte mich, den Herren Bahr und Bukovics ohne persönlichen Grund so hart zuzusetzen? So mag die stumme oder ausgesprochene Frage der *Unbefangenen* gelautes haben. Und alle anderen gaben mir Unrecht, weil sie einen persönlichen Grund hatten, auf meiner Seite das Unrecht zu wissen. Vor solchem Forum sollten subtile Fragen der Ethik verhandelt werden. Sollen da nicht die Zurückleitung des Streites in das enge Bett der Kriminalität fast ein erlösender Ausweg? Man fand es erheiternd, daß vom Kritiker die gleichen Garantien für Unbefangtheit gefordert werden sollten wie vom

Richter. Männer wie Harden, Speidel, Hanslick haben diese Garantien stets zu bieten gesucht. Es ist bekannt, daß ein Speidel, der sich seiner menschlichen, im lyrischen Naturell begründeten Schwächen wohl bewußt ist, nach Tunlichkeit sogar die persönliche Bekanntschaft der Burgtheaterschauspieler zu meiden suchte. Aber Herr Bahr, der die Kritik wirklich nur im Nebenamt betreibt, sprach auch theoretisch seine Geringschätzung für die Aufgabe des freien, unabhängigen Rezensenten aus ... »*Ein Kritiker ist Richter, und ein Richter muß auch den Schein wahren.*« sagte der Vorsitzende des Theaterprozesses, der am 23. Februar in — München verhandelt wurde und der mit der Niederlegung des kritischen Amtes seitens des klagenden Theaterreferenten, der der Beeinflussung bezichtigt war, endete.

* * *

Der erfolgreiche Autor

Der Kläger Bahr hat unter Eid ein Plaidoyer gehalten. Der Fluß seiner Rede mußte ihm die Erinnerung davontragen, daß er als Zeuge sprach. Ich nahm darauf Rücksicht, mahnte ihn, als er dem Auditorium und auch mir Neuigkeiten über die Anfänge unserer Bekanntschaft mitteilte, an seinen Eid und mußte mich, als er geendet, auf die notwendigsten Korrekturen beschränken. Zeit und Ungeduld drängten, und ich vergaß das Selbstverständliche. Als er meinen Kampf Ranküne nannte und mir, dem auf die Erklärung Gespannten, vorzuplaudern begann, er habe »aus sicherer Quelle« gehört, daß mir »durch seinen Eintritt in das 'Neue Wiener Tagblatt' Hoffnungen zerstört« worden seien, erwiderte ich alles mögliche, aber leider nicht: daß der Gewährsmann des Herrn Bahr ein Paralytiker sein müsse, wenn er ernstlich behauptet hat, ich hätte nach zwanzig Heften der 'Fackel' mich noch mit der »Hoffnung« getragen, in eine liberale Redaktion einzutreten. Die Argumente des Herrn Bahr konnte ich nicht mehr widerlegen, seine wertvollen Geständnisse nicht mehr festhalten. Und so hat er im Biedermeiertone mit der durchsichtigsten Ausrede Eindruck machen können. Da ist vor allem »der erfolgreiche Autor«, dem das Theater mehr zu verdanken hat, als er dem Theater. Er ist nie begünstigt worden, er bezieht einfach 10 Prozent Tantiemen. Das ist nicht so einfach. Es gibt Autoren, die vom Volkstheater 8, manche, die auch nur 6 Prozent für abendfüllende Stücke beziehen. Richtig ist, daß ein Teil der *ersten* Autoren 10 Prozent bezieht, während andere Staffeltarife haben, denen zufolge sie je nach der Einnahme des Abends weniger als 10 Prozent, 10 Prozent und, wie ich glaube, bei ganz großen Einnahmen auch mehr beziehen. Von der Höhe der Einnahmen hängt es dann auch ab, wie oft der Direktor das Stück aufführen muß. Man kann leicht ausrechnen, daß Bahr bei einem derartigen Kontrakt — Herr Direktor Blumenthal z. B. schloß solche Verträge — weniger verdient hätte als bei seinen 10 Prozent. Immerhin: Herr Bukovics und Herr Bahr erklären Herrn Bahr für einen der erfolgreichsten Autoren. Nun sind aber in der Verhandlung Zahlen genannt worden. Daß ihre Bedeutung nicht rechtzeitig erkannt wurde, erklärt sich daraus, daß sie teils in Kronen, teils in Gulden angegeben waren, was neuestens in Österreich bei allen, die etwas zu verbergen haben, ein sehr beliebtes Mittel ist. Was kommt, da heraus? Vier Stücke von Bahr — der »Franzl« ist natürlich nicht in Betracht gezogen — sind am Deutschen Volkstheater 79mal aufgeführt worden. Die Einnahmensumme beträgt 226.310 Kronen. Die *Durchschnittseinnahme* betrug also 2865 Kronen. Der Durchschnittsetat eines Volkstheaterabends beträgt nach Angabe des Herrn Bukovics 3200 Kronen. Unter den Vorstellungen waren zwar einige

Nachmittagsvorstellungen, die einen geringeren Etat haben, aber dafür auch acht Berliner Aufführungen mit höherem Etat, und überdies haben zwei von den vier Stücken, »Josephine« und »Wienerinnen« (mit den kostbaren Olbrich'schen Möbeln), eine sehr teure Ausstattung gehabt; der von Bukovics selbst angegebene Durchschnittsetat trifft also hier gewiß zu, vielleicht ist er eher zu niedrig. Das Deutsche Volkstheater hat für 79 Bahr—Vorstellungen 79mal 3200 Kronen, das sind 252.800 Kronen, *ausgegeben*. Zu diesen Barauslagen kommen nun noch die Bahrauslagen (vulgo Tantiemen) mit 22.631 Kronen (10% von 228.310 Kronen).

Das Volkstheater hat also insgesamt 275.431 K *ausgegeben*
und ... 226.310 " *eingonnen*,

folglich *an Herrn Bahr* 49.121 K *verloren*.

Aber Herr Bahr wird von Herrn Bukovics einer seiner erfolgreichsten Autoren genannt. Da er das Volkstheater durch seine *Stücke* Geld *gekostet* hat, so ist es klar, daß er nach Herrn Bukovics' Meinung dem Theater als Kritiker eines einflußreichen Tagesblattes mehr als 50.000 Kronen eingebracht haben muß, wovon er eben circa die Hälfte erhielt. In der Verhandlung wurde aber der gewaltigste Eindruck damit erzielt, daß »nachgewiesen« wurde, daß $1 \times 10 = 10$ ist. Bahr habe zwar wirklich 22.831 Kronen Tantiemen bezogen, aber »dafür« dem Theater »zehnmal so viel eingebracht«.

* * *

Theaterkontrakte und Theaterehrenworte

In den Briefen Friedrich Hebbels fand ich zwei bezeichnende Stellen:

»An K. Th. Küstner in Berlin.

Ew. Hochwohlgeboren kann ich nicht umhin, in Bezug auf Ihren an meine Frau gerichteten Brief vom 12. d. M. zu bemerken, daß Sie der letzteren bei Ihrer persönlichen Zusammenkunft mit uns in Leipzig kein Gastspiel '*in Aussicht*' stellten, wie Sie sich jetzt auszudrücken belieben, sondern ihr mit Wort und Handschlag ein solches für diesen Sommer *versprochen* — — — — «

»An K. Th. Küstner in Berlin.

Ich habe auf Ew. Hochwohlgeboren geehrte Zuschrift vom 22. d. M. Nachstehendes zu erwidern. Sie haben mir die Vorstellung meiner '*Julia*' nicht, wie Sie sich jetzt ausdrücken, *in Aussicht gestellt*, Sie haben dieselbe *so feierlich und förmlich versprochen*, wie ein Mann dem andern irgendetwas versprechen kann. Die Worte Ihres Briefes (vom 22. April 1849) lauten über diesen Punkt: Es steht fest, daß ich die '*Julia*' zur Aufführung im Herbst bestimme, so daß das Studium im August, wo die Künstler alle von den Urlauben zurückgekehrt, beginnt und die Aufführung im September erfolgt, wo bereits die günstige Jahreszeit eingetreten ist.' Sie fügen dann noch hinzu: 'In Ansehung dieses Stückes steht so nach alles fest!' und schließen: 'Sollte Sie Ihr Weg zur Aufführung der '*Julia*' im September nach Berlin führen, so würde mir dies sehr willkommen sein, damit Sie sich überzeugen können, wie alle Mittel zum glücklichen Erfolg derselben aufgeboden worden.' — Ein förmliches Versprechen ist nun von einem zweifelhaften '*in Aussicht stellen*' sehr weit verschieden. Es erwachsen daraus auf

der einen Seite unbedingte Verpflichtungen, auf der anderen unbedingte Rechte, und das sich ergebende Verhältnis ist nur noch durch freiwillige Übereinkunft zu lösen, diese kann aber nur aus einer Verständigung über die wahren Interessen beider Teile hervorgehen.«

Ich hatte den zweiten Hebbel—Brief zu Beginn der Gerichtsverhandlung vorgelesen, und als ich geendet, rief — so verzeichnet das Protokoll — der Klageanwalt Herr Dr. Harpner: »Da steht ja von Ehrenwort nichts! — Diesen Ruf tat derselbe Herr, der früher und später mit der ganzen Beredsamkeit seiner Hände die Verworfenheit meines Charakters darzutun suchte, da ich die Ansicht aussprach, im Kulissenreiche sei nun einmal eine laxere Auffassung von Treue und Glauben üblich, der Vorwurf eines nicht gehaltenen Ehrenwortes werde dort nicht als der schwerste und ehrenrührigste angesehen, das Theater habe alle Maße verändert und es gebe sozusagen auch eine Bühnenperspektive für Ehrenworte.

Herr Bukovics nahm den Standpunkt ein, daß Theaterehrenworte als Ehrenworte zu betrachten seien. Aber er selbst erklärte, daß Theaterkontrakte keine Kontrakte sind. Er sagte: Wenn ich ein Stück nicht zum vereinbarten Termin gebe, so *lasse ich mich* entweder *auf das Pönale klagen* oder ich treffe eine gütliche Vereinbarung mit dem Autor betreffs der Verschiebung. Bei anderen Kontrakten würde natürlich jeder anständige Mensch ein fälliges Pönale ohne weiteres *zahlen*. Der Theaterunternehmer tut das nicht, sondern »läßt sich klagen«. Das heißt: er betrachtet den Anspruch des Autors nicht als eine einfache zivilrechtliche Sache, sondern er sieht in dessen Geltendmachung einen Akt der Feindseligkeit und muß *gezwungen* werden, seine Vertragspflicht zu erfüllen. Der abhängige Autor weiß das und verzichtet. Wären aber Theaterkontrakte Kontrakte wie die anderen und ist der Direktor ein anständiger Mensch, so müßte er, wenn am letzten Februar der Termin abläuft, dem Autor schreiben »Mit dem Ausdruck des Bedauerns über die Verzögerung der Aufführung, die durch diese und jene Gründe bedingt war, übersende ich Ew. Wohlgeboren anbei die fälligen 500 Gulden Pönale und bitte, mich behufs Beratung über einen neuen Termin zu besuchen.« Gewiß würde dann der Autor in manchem Falle, zumal wenn es sich nur um eine geringe Verzögerung handelt, auf das Pönale verzichten. Aber selbstverständlich muß es ihm *angeboten* werden.

Und mit einem Worte soll es beim Theater genauer genommen werden als mit einem Kontrakt? Wo die Rechtsverhältnisse so verrottet sind, sollen Dinge wie Versprechen und Vertrauen sich unerschütterlichen Respektes erfreuen? Den Autoren Scheu und Stössl hat der Direktor des Deutschen Volkstheaters zwar eine »bindende mündliche Zusage« gemacht, aber von einem schriftlichen Vertrag wollte er nichts wissen. Ein Direktor setzt von den Autoren voraus, daß sie ihn aus dem Kontrakt lassen werden: darf er nicht mit Bestimmtheit erwarten, daß ihn ein Autor, der bloß sein Wort hat, aus dem Wort lassen wird; Herr Bukovics ruft gegen solche Zumutung das Strafgericht an. Aber im Allgemeinen gilt von den Theaterherrschern noch immer, was ich ihnen einst an dieser Stelle nachgesagt: »Sie wollen sich nicht binden und geben ihr Ehrenwort ... «

*

Charakteristisch für das Verhältnis des einflußreichen Dichters zum Theaterdirektor ist der in der Verhandlung verlesene Brief Bahrs an Bukovics, worin er sagt, er wolle in Zukunft keine Kontrakte mehr mit ihm haben, »ebenso wie Karlweis«. Nur heißt es dort: »daß Du ihm (Karlweis) gar keinen

Kontrakt machst und *daß Dir sein bloßes Wort genügt*«. Gegenüber dem erfolgreichen Dramatiker Karlweis und dem erfolgreichen Kritiker Bahr ist der Theaterdirektor der schwächere Teil, der eventuell froh ist, wenn ihm das Wort gehalten wird. Dem jungen hilflosen Autor aber muß das Wort des Direktors genügen, selbst wenn es ihm nicht gehalten wird. Ich spreche natürlich nicht vom Falle Holzer.

* * *

Kaffeehaustratsch und Sozialpolitik

Herr Dr. Harpner hat als mein Gegner wirklich die Sache seiner Klienten zu seiner eigenen gemacht; jedem seiner Worte und ich möchte fast sagen: auch jeder seiner Bewegungen ließ er anmerken, daß er als Exponent der wieder einmal vereinigten liberalen und sozialdemokratischen Wünsche spreche. Wenn sich trotzdem, wo so viele Herzen ihm zuflogen, nach seiner Rede keine Hand rührte und wenn nach dem Plaidoyer des Dr. Kienböck lauter Beifall ertönte, so ist der Grund darin zu suchen, daß selbst die Gegner den Abstand zwischen einer mit gehässigen Interjektionen und Jargonwitzen wirkenden Gebärden Sprache und vornehm sympathischer Beherztheit gewahr wurden. Ich gebe, wenn ich dies sage, nicht mehr als den Eindruck des unbefangenen Hörers und Lesers wieder, wie ich ihn in hundert Briefen aus dem Publikum ausgesprochen finde, und Herr Dr. Harpner, der einen »Angriff« auf seine Person in der 'Fackel' prophezeit hat, müßte mir anstatt Rachsucht Geschmacklosigkeit nachsagen, wenn er die Duldung seines an die prononciertesten Zierden des Barreaus erinnernden Tones von mir erwartet hätte.

Den Trumpf glaubte er auszuspielen, indem er mich immer wieder der fahrlässigen Benutzung von »Kaffeehaustratsch« bezichtigte. Daß er damit so recht auch meinen Gewährsmann in der Sache Holzer, der als Zeuge auftrat, treffen wollte, war klar; aber leider ergab sich während der Verhandlung keine Gelegenheit, Herrn Dr. Harpner zu bedeuten, daß seine zufällige prozesuale Überlegenheit ihm noch kein Recht gebe, einen ehrenhaften Zeugen, der ihm bloß an Bildung und guten Manieren überlegen ist, mit beleidigenden Anwürfen zu belästigen. Daß Herr Dr. Harpner auch im Lager der 'Fackel' krampfhaft so etwas wie »Inkompatibilität« entdecken wollte und es als unerhört hinstellte, daß ich, der Herausgeber der 'Fackel', eine Mitteilung von ihm, dem Redakteur eines am Montag erscheinenden Blattes, annahm, kann wohl den erheiterndsten Momenten der Verhandlung zugezählt werden. Eine ähnliche Wirkung erzielte Herr Dr. Harpner nur, als er die Hardensche Charakteristik der Hedda Gabler als eines »anmaßenden Nichts«, die Herr Bahr in einem Referate zitiert hat, als einen Angriff auf die Darstellerin auffaßte ... Man denke nur: ich verkehre mit einem Manne, der in einem Agrarierblatte gegen den Terminhandel schreibt, und hatte mit ihm sogar einmal ein Gespräch über theaterrechtliche Fragen, während dessen er das ihm von Herrn Holzer erzählte Faktum erwähnte. Und die 'Fackel' ist bekanntlich für den Terminhandel. Oder nicht? Dann ist mindestens jenes Gespräch ein »Kaffeehaustratsch«.

Aber ich frage den Genossen Harpner: Wird die 'Arbeiter—Zeitung', wenn jemand zu ihr kommt, dem eine Arbeiterin vorgejammert hat, der Fabrikant habe sie in sein Kabinett gelockt und dort vergewaltigt, diese Information mit der Begründung zu verwerten ablehnen, das sei ein »Tratsch«, man müsse zuerst noch den Fabrikanten fragen? Freilich muß die 'Arbeiter—Zeitung', wenn sie über solche Fälle schreibt, darauf gefaßt sein, wegen Ehren-

beleidigung einzugehen. Denn wenn es zur Klage kommt, hat die Arbeiterin sich vielleicht längst mit dem Brotherrn versöhnt, rechnet auf gute Alimente für ihr zu erwartendes Kind, kann sich an nichts erinnern oder gibt zu, daß sie damals gelogen habe. Aber mit welchem sittlichem Pathos würde ein Harpner den Fabrikanten vertreten, und wie entschieden müßte er es mißbilligen, daß die 'Arbeiter—Zeitung' die »Privatsache«, die zwischen diesem Herrn und seiner Arbeiterin spielte, ohne von der letzteren aufgefordert zu sein, in die Öffentlichkeit zu bringen wagt. Immerhin: die 'Arbeiter—Zeitung' könnte sich damit entschuldigen, es sei ihr gar nicht um diese eine Arbeiterin zu tun gewesen. Aber sie wisse, der Herr beschäftige 321 Arbeiterinnen — so viele, als Herr Bukovics Stücke angenommen hat —, und es seien ihr schon öfters ähnliche Klagen, nur nicht in so bestimmter Form, zu Ohren gekommen ...

* * *

Der Sachverständige Bukovics

Es ist, wie ich schon erklärt habe, kein ehrenrühriger Vorwurf, zu sagen, Herr Müller habe Herrn Schulze eine Uhr geschenkt. Diese Behauptung wird erst zur Ehrenbeleidigung, wenn ich z. B. hinzufüge: Herr Schulze — der die Uhr erhielt — hat nämlich eine schöne Frau usw. Damit wird offenbar ein schändlicher Zusammenhang behauptet. Wenn nun der, der eine solche Behauptung über das Verhältnis Müller—Schulze aufgestellt hat, angeklagt würde, und Herr Dr. Harpner wäre der Vertreter eines der beiden oder beider, so würde er, wie er es im Fall Bahr—Bukovics tat, sicherlich sagen: Die Frage nach dem Verhältnis des Müller zum Schulze, beziehungsweise zu dessen Frau, die will ich unerörtert lassen. Es handelt sich *nur und einzig und allein* darum, ob die Uhr geschenkt wurde. Der Angeklagte könnte hundertmal beweisen, daß Schulze jährlich von Müller einige Tausend Kronen für die Duldung des Verhältnisses bezieht: Herr Dr. Harpner würde darauf bestehen, daß das Uhrgeschenk bewiesen werde. Im Falle Bahr—Bukovics hat der Gerichtshof ausdrücklich *anerkannt*, daß es sich darum handle, den unsittlichen Zusammenhang zu beweisen. Er hat dies anerkannt, als er die Einvernahme von Sachverständigen darüber, ob das Verhältnis des Stücke schreibenden Kritikers zum Theaterleiter unehrenhaft sei, mit der Begründung ablehnte, dies sei oben der »Kern der ethischen Fragen, die die Geschwornen, welche in diesem Falle zu richten berufen sind, allein und selbständig zu lösen haben.« In der Rechtsbelehrung wurde dann freilich dieser Gesichtspunkt aufgegeben und den Geschwornen gesagt, es handle sich nur um die *Tatfrage*.

Die Einvernahme von Sachverständigen wäre mir aber vor allem auch deshalb wichtig gewesen, weil Herr Bahr sowohl wie Herr Bukovics unter Eid — also als Sachverständige in eigener Sache — erklärten ein »*Durchpeitschen*« von Stücken gebe es nicht. Seltsam: es gibt einen eigenen Terminus *technicus*, aber es gibt keine Technik, die mit ihm bezeichnet wird ... So sachverständig und so unbefangen wie die Herren Bahr und Bukovics bin ich in diesem Falle sicherlich auch, und da ich nicht mehr Angeklagter bin, werde ich das nächstmal gleichfalls unter Eid ein Gutachten zu dieser Frage abgeben.

* * *

Der Zeuge Holzer erlitt, wie ich dem Berichte des 'Neuen Wiener Tagblatt' und den Telegrammen verschiedener auswärtigen Blätter mit Bedauern

entnahm, während der Verkündung des Geschwornenverdikts einen Ohnmachtsanfall. Vor der Besinnung — die Hitze des Saales mag das ihre getan haben — war ihm tagszuvor schon das Gedächtnis geschwunden. Auf mehrere Fragen des Verteidigers wiederholte er gleichmäßig: »Ich kann mich nicht erinnern«, und als er gefragt wurde, ob er denn überhaupt ein schlechtes Gedächtnis habe, gab er die alle Zweifel bannende Antwort: »Ich kann mich nicht erinnern.«

* * *

Die 'Neue Freie Presse' hat wieder einmal einen unterschlagenden Beweis für ihre Dummheit erbracht. Sie hat sich für meine Angriffe an ihrem Publikum gerächt. Sie verschwieg das ganze Schwurgerichtsrepertoire und verschweigt in zwei Morgen— und zwei Abendblättern die ganze Gerichtssaalrubrik. Und alles dies um meinetwillen: weil ich ihr persönlich nicht angenehm bin. Das heißt doch wahrlich konsequent sein bis zur Selbstaufopferung. Ich fürchte, daß sich so viel Entsagung zum nächsten Quartalsbeginn bitter rächen wird. Denn jetzt hat die 'Neue Freie Presse' nicht nur ihre Wiener Leser, die sich über einen sogenannten »Monsterprozeß« ja auch von anderen Blättern unterrichten lassen konnten, sondern auch die stillen Abonnenten in der Provinz, die bisher glücklich gar nichts erfahren hatten, gereizt. Am 2. März ist ihr das Malheur passiert, im parlamentarischen Bericht eine Wendung stehen zu lassen, die manchen Lesern völlig unverständlich klingen mußte. Sie ließ nämlich eine Rede des Abg. Eldersch, der der Regierung einen Wortbruch vorwarf, den folgenden Satz enthalten: »Vor kurzer Zeit ist im Gerichtssaale davon gesprochen worden, was man von dem Ehrenworte eines Theaterdirektors zu halten hat — — «



DIE INKOMPATIBILITÄT

Eine Reihe von Gutachten, deren einige ich im Gerichtssaale zur Verlesung gebracht habe:

Grunewald—Berlin, den 14./2. 1901.

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt,¹

Jede Parteinahme in dem Streit der Herren Bahr und Kraus müßte ich ablehnen. Ich kenne das dafür wichtige Material nur unvollkommen und bin den Ereignissen zu fern, um urteilen zu können. Auch halte ich mich für verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß ich seit Jahren zu Bahr in freundschaftlichen Beziehungen stehe und keinen Grund habe, ihn einer unehrenhaften Berufsauffassung zu beschuldigen. Ich kenne ihn nur als einen liebenswürdigen Menschen und höchst ungewöhnlich begabten Schriftsteller, der freilich seine Schrullen hat, der aber, zur Zeit unseres Verkehrs, gegen Zeichen der Korruption und des Cliquenwesens nicht minder heftig zu Feld zog als Ihr Herr Klient. Die Wiener Tätigkeit Bahrs

1 Das Schreiben Maximilian Harden's ist an meinen Verteidiger, Herrn Dr. Victor Kienböck, gerichtet. [KK]

habe ich nicht verfolgt, auch, da ich von Wiener Blättern nur die 'N. Fr. Pr.' regelmäßig lese, wohl nie eine Theaterkritik von ihm (in Wiener Blättern) gelesen.

Sie wünschen eine allgemeine, prinzipielle Äußerung von mir, wie von anderen Schriftstellern, die Sie für bekanntere halten; und der mich nicht zu entziehen, gebietet mir die Pflicht. Doch bemerke ich im Voraus, daß der Aussprache meiner Überzeugung jegliche Spitze gegen Bahr fehlt und fehlen soll. In jedem Einzelfall handelt es sich um eine rein persönliche Frage, die der Einzelne so beantworten soll, wie Gewissen und Taktgefühl es ihm vorschreiben.

Meine prinzipielle Auffassung möchte ich so formulieren:

Ein Mann, dem sich je die Möglichkeit bieten kann, zu einem Theaterdirektor in geschäftliche Beziehungen zu treten, soll über das Geschäft dieses Direktors nicht öffentliche Urteile fällen, die den Gang dieses Geschäftes beeinflussen können; mindestens soll er das öffentliche Urteilen aufgeben, sobald solche Beziehungen entstehen. Wie nach unserem Gesetz ein Richter abgelehnt werden kann, gegen dessen Unparteilichkeit Mißtrauen besteht — das durch irgendwelche Tatsachen nicht begründet zu werden braucht —, so gilt mir auch — im Allgemeinen — der Kunstrichter als befangen, als abzulehnen, dessen Unparteilichkeit nicht absolut unverdächtig ist. Der gelehrte oder Laienrichter wird freiwillig von der Entscheidung einer Sache zurücktreten, an deren Ausgang er materiell mitbeteiligt ist, selbst dann, wenn er sich stark genug fühlt, bei der Erwägung des Richterspruches seinem persönlichen Interesse Schweigen zu gebieten. So sollte auch in künstlerischen und literarischen Dingen der Richter handeln, der da Kritiker heißt. Er sollte von den zu Richtenden weder Freibillets annehmen noch von ihrer Gunst oder Ungunst die Antwort auf die Frage abhängig machen, ob sie dramatische Arbeiten von ihm annehmen oder ablehnen, kurze oder lange Zeit auf dem Repertoire ihrer Bühne halten wollen. Ich finde es sehr betrübend, daß Journalisten, denen ein Theaterdirektor Tausende einbringen, Tausende versagen kann, öffentlich über einen solchen Direktor zu Gericht sitzen. Der als Dramatiker dem Direktor geschäftlich verbündete Kritiker steht dem Konsorten zu nah, ist an dessen Interesse zu eng gekettet, als daß er dem Publikum ganz unparteilich scheinen könnte. Wenn ein Kritikerstück auf dem Repertoire steht, ist für den Kritiker die Gefahr groß, ein anderes, neueres unfreundlich zu behandeln, weil es seinem eigenen leicht den Raum nehmen könnte; auch kann er leicht Schauspieler, die seine Gestalten verkörpert haben, anderen, nicht minder tüchtigen vorziehen. usw. Solche Verschiebungen des Urteils brauchen dem Urteilenden nicht einmal stets zum Bewußtsein zu kommen; sie sind, wie der Psychologe weiß, auch gegen seinen Willen möglich.

Das alles habe ich öffentlich oft gesagt und kann es hier privatim nur kurz andeuten.

Die Wiener Verhältnisse kenne ich wenig. In Berlin aber ist es notorisch, daß hier Theaterdirektoren Stücke aufrühren und die Übersetzung von Stücken vergeben, *nur* um sich den Autor oder Übersetzer als Kritiker günstig zu stimmen. Hier haben Eingeweihte einander lächelnd die Lobeshymnen gezeigt, mit denen

Kritiker die Annahme ihrer Stücke oder einträglichen Übersetzungen quittierten. Hier kennt man auch Kartelle Stücke schreibender Kritiker, in denen die Losung gilt: Diesmal lobe ich Dein Stück und bei der nächsten Aufführung eines Stückes von mir erwarte ich von Deiner Kritikerfeder den selben Dienst. Hier haben Theaterdirektoren Kritikerstücke, die sie schon angenommen hatten, nachträglich abgelehnt oder im Kasten liegen lassen, weil die Verfasser sie inzwischen durch tadelnde Kritiken geärgert hatten, haben Direktoren über die Zumutungen geklagt, die ihnen die Tantiemengier Stücke schreibender und übersetzender Kritiker mache. Das Alles beklage ich im Interesse der literarischen Reinlichkeit und des Berufsansehens.

Zu bedenken ist noch, daß der Direktor auch nach der Annahme noch viel für ein Stück tun kann. Er kann es in der guten Saison der »vollen Häuser« oder in den Tagen der Teilnahmslosigkeit aufzuführen, es mit ersten oder mittelmäßigen Kräften besetzen, es geräuschvoll oder leise ankündigen, es durch fortdauernde Reklamenotizen fördern und, wenn er will, über ein paar schlechte Einnahmen hinweg so lange im Spielplan halten, daß endlich das Publikum sagt: Das wird ja so oft gegeben; dahin müssen wir auch gehen! Welche Fülle von Klippen für den Autor, der unterdessen fortfährt, das Theater zu kritisieren, und leicht in die Lage kommen kann, die empfindliche Psyche des Theatergeschäftsmannes zu kränken, der sich dann gern an dem Tadler durch schlechte Behandlung seines Stückes rächt!

Deshalb bekenne ich den Glaubenssatz: *Niemand soll öffentlich als Richter eines Unternehmens auftreten, von dem ihm in irgendwelcher Form Einnahmen zufließen, an dessen Gedeihen oder Verfall er überhaupt persönlich beteiligt ist.*

Da haben Sie meine Ansicht.

In ausgezeichnetener Hochachtung
ergebenst

Harden.

Maximilian Harden ist nach Bahr's Urteil »der einzige Journalist der Deutschen im europäischen Stil« (siehe »Der Antisemitismus«) und »der feinste Kenner, den das Deutsche Reich jetzt hat« (siehe »Studien zur Kritik der Moderne«). Ich bin diesmal einer Meinung mit Herrn Bahr.

*

Gardont, 16. Februar 1901.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Brief, der mir auf dem Umweg über München verspätet zukam, traf mich mit einem ziemlich heftigen Erkältungsfieber zu Bett. Ich bin deshalb nicht imstande, anders als sehr summarisch auf Ihre Fragen zu antworten. Daß das Amt eines Theaterkritikers wohl vereinbar sei mit der Stellung eines Dichters, der auf demselben Theater seine Stücke aufführen läßt, hat kein Geringerer bewiesen als Lessing. Die mancherlei Kollisionen, in die auch er wohl bei dieser Lage der Dinge kommen mußte, haben ihn an seiner Ehre niemals geschädigt, da er die Pflicht der Wahrhaftigkeit immer höher stellte als seinen persönlichen Vorteil. Er hat es deshalb auch nicht als »literarische Ehrenpflicht« betrachtet, sich des Urteilens zu enthalten, wenn auch sein Urteil nicht gerade zum

Vorteil des Theatergeschäfts ausfallen konnte, Prinzipiell also scheint mir die Frage keiner weiteren Erörterung zu bedürfen. *Da aber nicht alle Dichter und Kritiker Lessinge sind und die Versuchung allerdings unter Umständen groß sein mag, sein Urteil eben nach diesen Umständen einzurichten, durch seine Macht als Kritiker seine Schwäche als Dichter zu stützen* oder sonst irgendwie durch persönliche Beeinflussung sich Vorteile zu verschaffen, so wird es allerdings in der Regel das Geratenste sein, einer Bühne nur in einer Eigenschaft nahe zu stehen, entweder als Richter oder als Dichter,

Mit der Versicherung vollkommenster Hochachtung
Ihr sehr ergebener

Dr. Paul Heyse.

Herr Dr. Harpner hat, wie man sich erinnert, ohne von dem voranstehenden Brief Kenntnis zu haben, mit Paul Heyses Argument, dem Beispiele Lessing gearbeitet. Ich hatte kein Interesse zu beweisen, daß auch ein Mann wie Paul Heyse das Wesen des Falles Lessing verkennt. Darum brachte ich seinen Brief nicht zur Verlesung. Daß ein Wiener Advokat keine Ahnung davon hatte, wie wenig bei Lessing beide Berufe kollidierten, war mir minder peinlich. Lessing war Sozietär, also offener Interessent der Bühne, für die er — in keinem Tagesblatte — dramaturgische Anleitungen schrieb; und das Urteilen über Schauspieler hat auch er bald aufgegeben. Als der Klageanwalt pünktlich mit dem erwarteten Lessing angerückt kam, war leider keine Zeit mehr, ihm Heyses bedeutungsvolle Warnung vor allen anderen, die keine Lessinge sind, zu übermitteln.

*

Auch die Äußerung Fritz Mauthners lege ich erst jetzt der Öffentlichkeit vor; sie enthält nach einer subtilen psychologischen Auseinandersetzung, die sich zum Vortrag vor Geschwornen nicht geeignet hätte, erst zum Schlusse das für meinen Fall wichtige dezidierte Urteil:

Grunewald bei Berlin, den 16. Februar 1901.

Hochgeehrter Herr!

Ihre Anfrage ehrt mich und ich beeile mich, nach bestem Wissen und Gewissen zu antworten. Vielleicht ausführlicher als es Ihrer Erwartung entspricht. Die Frage hat mich aber theoretisch und praktisch so oft beschäftigt, daß es mir nur angenehm sein kann, mich einmal darüber gegen einen Kollegen auszusprechen, unbekümmert darum, wem meine Anschauung etwa gefällt und wem nicht. Ich kann umso sachlicher sein, je weniger ich ahne, um welche Persönlichkeiten es sich in Ihrem Prozesse handelt.

Eins muß ich vorausschicken. Das Amt eines Theaterkritikers ist doch nicht durchaus mit dem Amte eines Richters zu vergleichen. Der Kritiker ist Schriftsteller so gut wie der Theaterdichter. Ein Feuilleton kann in hundert Fällen künstlerisch wertvoller sein als ein Theaterstück. Und auch der Fall ist nicht ausgeschlossen, daß ein reiner Geist unbefangen über ein Theater berichtet, das seine Werke aufführt. In einer *idealen* Welt, in der Theaterleiter, Theaterschriftsteller und Schauspieler weder geldgierig noch eitel wären, in der die Theaterkritiker auch der indirektesten Bestechung unzugänglich wären, hätte ich nicht das Mindeste dagegen einzuwenden, daß derselbe Mann gute Kritiken und gute Dramen

schriebe. Das wäre ganz gut möglich, wenn wir erst in der besten aller Welten lebten.

So wie Sie aber die Frage gestellt haben, kann ich nur mit einem ganz entschiedenen »Nein« antworten. Wer seine Schriftstellerei, die über das Theater sowohl wie die für das Theater, als ein Geschäft auffaßt, wer Theaterkritiken und Theaterstücke innerlichst nur um des Erwerbes willen verfaßt, wer sich also bewußt vom Interesse leiten läßt, der handelt nicht ehrenhaft, falls er öffentlich Urteile fällt, die von diesem Interesse beeinflußt sind.

Nicht aus Vorsicht drücke ich mich so aus, sondern deshalb, weil die Beeinflussung durch das eigene Interesse, kurz die Käuflichkeit oder Bestechlichkeit, nur in den seltensten Fällen sich wird nachweisen lassen. Man müßte in das Gewissen des Schriftstellers blicken können, um es unbedingt aussprechen zu dürfen: Dieser ist ein käuflicher Lump, dieser ist wenigstens in seinem Bewußtsein unbestochen.

In der wirklichen gebrechlichen Welt sind die Extreme des Ideals und der Schurkerei selten anzutreffen, besonders selten die des Ideals. In der wirklichen gebrechlichen Welt findet sich ein anständiger Literat häufiger als ein Lessing, finden sich vor allem die Lämpchen häufiger als die Lumpen. Der alltägliche Fall dürfte der sein, daß (unter den von Ihnen gestellten Voraussetzungen) ein Durchschnittscharakter es ist, der für einen Theaterleiter mittelmäßige Stücke und über das Geschäftsunternehmen desselben Herrn mittelmäßige Kritiken schreibt. Daß dann auf den Kritiken der Verdacht ruht, nicht die Äußerung einer ehrlichen Meinung zu sein, scheint mir gleichgültig; jeder Getadelte ist mit diesem Verdachte bekanntlich rasch bei der Hand. Da gibt es nicht leicht einen getadelten Schauspieler, der den Kritiker im sichern Bierhaus nicht für einen Halunken erklärt. Sonst aber gehe ich noch weiter als Sie: Nicht nur die Möglichkeit, sondern die psychologische *Wahrscheinlichkeit* einer unmerklich wachsenden fortwährenden Beeinflussung behaupte ich, wenn ein Durchschnittscharakter vor der Annahme oder Aufführung seines Stückes die Leistungen des betreffenden Theaters zu beurteilen hat. Es ist nicht die einzige Lage, in welcher die Einsicht durch die Absicht getrübt wird. Ich glaube also, daß unter solchen Verhältnissen eine unmerkliche und unbewußte Beeinflussung fast immer stattfinden wird. *Die bewußte Fälschung der eigenen Meinung gehört auf ein Gebiet, das ich lieber nicht betreten will. Aber auch die Gefahr der unbewußten Beeinflussung ist so groß, daß ein stolzer Schriftsteller, der die Theaterberichterstattung für eine wichtige Tageszeitung übernommen hat, seine Dramen lieber im Pulte verschließen, als sie einem Theaterleiter seiner Stadt einreichen wird.*

Dies sind meine unmaßgeblichen Gedanken zu Ihren Fragen.

In vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Fritz Mauthner.

*

Die Frage, ob es Herrn Hermann Bahr gezieme, als Theaterkritiker ständig über das »Deutsche Volkstheater« lobpreisende Rezensionen zu verfassen, während er dort ständig seine Stücke einreicht und plaziert, bedarf ja kaum einer Antwort. Denn *selbstverständlich* ist solches Verhalten ganz unstatthaft und würdigt die

Standesehre des Literatentums herunter, da diese Doppelbeziehung dem übelsten Verdachte Vorschub leistet. Wer unsre Theater— und Presseverhältnisse kennt, begreift den kursierenden Witz: »Am Theater werden nur Stücke von Redakteuren angenommen«, was natürlich nicht wörtlich zu verstehen ist; denn in jedem Fall, wo Beziehungen eines Redakteurs zu einem Theater, das in dessen Blatte poussiert wird, obwalten, wird es scharf gemißbilligt. Eine solche Wechselbeziehung aber, wie hier im Falle Bahr—Bukovics, dürfte wohl einzig dastehen, da sie eine dauernde und ganz offen zu Tage liegende ist. *Das Jus versteht bekanntlich unter »Bestechung« lediglich die nachweisliche direkte Bezahlung: ein objektiv und vernünftig Urteilender wird aber keinen eigentlichen Unterschied dazu finden, daß ein Kritiker sich eben durch die Tantiemen seiner ständig am bestimmten Theater aufgeführten Stücke für seine Kritikerdienste belohnen läßt.* Übrigens wirkte auch der Dramaturg des »Deutschen Volkstheaters«, Herr Fellner, als Kritiker für dies Theater, insofern er gleichzeitig als Korrespondent der 'Vossischen Zeitung' nach Berlin über Theaterpremierer referierte, jedoch in viel objektiverer Weise als Bahr. ¹

Berlin—Charlottenburg 15. Februar 1901. *Karl Bleibtreu.*

*

Aus einem Feuilleton Eduard *Hanslick's* (5. September 1900.):

»Der selbstschaffende Künstler gerät beim Kritisieren nur zu oft in eine Verlegenheit, die uns andere nicht behelligt. Wird der Komponist einer erfolgreichen Oper oder Symphonie einen ganz aufrichtigen Lobredner in einem Kollegen finden, von dem tags zuvor eine Oper oder Symphonie durchgefallen ist? Oder hat ein mittelmäßiger Komponist unbarmherzigen Tadel zu fürchten von seinem kritisierenden Kollegen? Die Pariser Kritiker haben, so weit meine Kenntnis reicht, fast immer die echt französische Tugend der Höflichkeit als oberste Pflicht empfunden. Damit machen sie sich das Kritisieren leicht und angenehm — auch leicht und angenehm dem Kritisierten. Es ist dies weniger persönliche Milde, als nationales Gewohnheitsrecht. Hector Berlioz, der Mann mit der Tendenz und dem Charakterkopf eines Revolutionärs, hat als ständiger Kritiker des 'Journal des Débats' Kompositionen, die ihm doch persönlich langweilig oder widerwärtig waren, erstaunlich milde besprochen. 'Glauben Sie kein Wort von dem, was ich Lobendes über die neue Oper des N. N. Geschrieben!' beschwört er seinen Freund H. Ferrand. Die Schönfärberei galt — wenigstens bis vor kurzem — als eine nationale Institution der Pariser Musikkritik. 'Wie konnten Sie', fragte ich einst einen berühmten Pariser Kritiker, 'so liebenswürdig über die gestrige elende Leistung des Tenoristen N. N. schreiben?' 'Mais, il n'était pas tout à—fait sans mérite', lautete die Antwort. 'Aber was werden Sie tun, wenn er nächstens noch abscheulicher singt und spielt?' — 'Alors, on se tait', lautete die Antwort. Dieses 'Dann schweigt man', war die letzte Ausflucht — liebenswürdig, aber nicht unbedenklich. In neuester Zeit scheint sich Paris doch allmählich von dieser nationalen Schmeichel— und Heuchelkritik zu emanzipieren, und ich

¹ Herr Fellner, Dramaturg des Deutschen Volkstheaters, hat einmal über ein Stück von O. E. Hartleben, das im Deutschen Volkstheater gespielt wurde, an das 'Magazin für Literatur', dessen Redakteur damals Herr Hartleben war, berichtet. Anm. d. Herausgeb. [KK]

konnte in meinem Bericht über die Wiener Orchesterkonzerte der Herren d'Olonne und anderer mit großer Genugtuung die sehr ungeschminkten Urteile zweier Pariser Kritiker ersten Ranges. A. Pouget und O. Fouqué, über ihre jungen Landsleute zitieren. Das sind freilich Kritiker, die nicht selbst komponieren. Wie aber sollen sich z. B. die Herren E. Reyer, Bruneau, Joncieres heraushelfen in ihren Besprechungen der distonierenden Sängerin A. oder des stimmlosen Tenors B., welche eben die Hauptpartien in einer neuen Oper von Reyer, Bruneau oder Joncieres studieren? *Sie darf man doch um Himmelswillen nicht reizen!*«

*

Wilhelm *Jordan* (Frankfurt) ließ mir am 16. Februar durch seine Tochter mitteilen, daß er meinen Wunsch, seine Meinung zu hören, nicht erfüllen könne, weil er sich prinzipiell allen ähnlichen Anfragen gegenüber nicht ausgesprochen habe. »Er kann sich«, schrieb Fräulein Emma Jordan, »nun, bei 82 Jahren, gar nicht entschließen, von seiner Gewohnheit abzugehen, selbst wenn er im Ganzen *Ihren Ansichten nicht entgegensteht.*«

*

Morning, Leader London, 19. Feby 1901.
(Circulation: 400,000 copies daily.)

Dear Colleague,

I am asked, on your behalf, by Mr. WHITE, our Vienna correspondent, to express my opinion, as an English journalist and editor, upon the subject of a dramatic critic criticising always in a favorable manner, the plays at a theatre, whose Directors accept plays, written by the said dramatic critic!

I can assure you to such a deplorable depth of degradation, dramatic criticism in the London Press has not yet sunk; and I can equally assure you that should any dramatic critic ever indulge in such disgraceful methods, and they became known to his editor, his services as dramatic critic would be dispensed with on the spot.

You will, therefore, observe that my opinion on the matter is a very straight one.

I have the pleasure to remain, Yours very truly,

John Reid (Magister Artium)

foreign Editor (of The 'Morning Leader').

To

Herrn Karl Kraus, Proprietor of the 'Fackel'

Übersetzung:

Morning Leader London, 19. Februar 1901.

(Auflage: 400,000 Exemplare täglich.)

Lieber Kollege!

Ich wurde in Ihrer Angelegenheit von unserem Wiener Korrespondenten, Herrn White, ersucht, als englischer Journalist und Herausgeber meine Meinung auszusprechen über den Fall, daß ein Theaterkritiker die Leistungen eines Theaters, dessen Direktor seine eigenen Stücke zur Aufführung annimmt, immer in lobendem Sinne bespricht.

Ich kann Sie versichern, daß die Theaterkritik in der Londoner Presse bisher noch nicht zu einer so bedauerlichen Tiefe der Erniedrigung gesunken ist, und ich kann Sie gleichfalls versichern,

daß, wenn je ein Theaterkritiker ein so schändliches Verfahren einschlagen und dies seinem Herausgeber bekannt werden sollte, er seines Postens als Theaterkritiker auf der Stelle enthoben würde.

Sie sehen also, daß meine Meinung über diese Frage eine sehr dezidierte ist.

Ich habe die Ehre, zu zeichnen als Ihr sehr ergebener.

John Reid (magister artium)

Mitherausgeber des 'Morning Leader'.

Herrn Karl Kraus, Eigentümer der 'Fackel'.

*

Berlin—Schmargendorf, 25.12. 1901.

Sehr geehrter Herr,

Auf dem nicht unbeträchtlichen Umweg über Riga ¹, das ich freilich recht lange schon verlassen habe, geht mir soeben erst Ihr Brief vom 13. d. M. zu. — Ich antworte nun so »umgehend«, als es unter den Umständen möglich ist, um Ihnen die Verstimmung zu benehmen, die bei der scheinbaren Nachlässigkeit — oder Feigheit, in Ihrer Frage Stellung zu nehmen, nur begreiflich ist.

Inzwischen habe ich gelesen, daß der Beleidigungsprozeß zu Ihren Ungunsten entschieden worden ist. Das nimmt mich nicht wunder, obwohl ich Sie nicht nur im Rechte *glaube*, sondern Sie meinem ganzen Gefühle nach und auf Grund aller Kenntnis der Theaterkultur von früher und heute vielmehr *im vollen Rechte weiß*, wenn Sie behaupten: daß ein irgendwie in seiner Existenz, seinem Erwerb vom Theater abhängiger Mann über *dasselbe Theater* keine Kritik schreiben darf, daß ein solches Verhältnis unausbleiblich zur Korruption führen *muß*.

Da das jedoch im Gesetze nicht verboten ist, und meines Wissens auch in Österreich der sehnlichste Gipfel aller wirklichen Kultur: Einklang von moralischem und geschriebenem Recht — noch nicht erklommen ist, sagte ich, daß mich Ihre Verurteilung nicht Wunder nähme.

Einige Notizen zu dem Thema:

Den Schauspieler, der über das Theater, wo er engagiert, Kritiken schreibt, entläßt der Direktor de jure — denn das steht im Hausgesetz. Also !! — Andererseits haben große Theater — ich nenne Dresden und Hamburg — die mächtigsten Kritiker ihrer Zeit, z. B. Tieck, Gutzkow, als Dramaturgen engagiert, *damit* sie über die Theater gut schrieben, und haben sie entlassen, als sie trotzdem in ihrer öffentlichen Kritik noch etwas an ihren Brotinstituten auszusetzen hatten. Also !! —

Ich will wünschen, daß Ihre letzte Erfahrung Sie *nicht abhalte*, Ihre Fackel weiter in die Abgründe des Lügensumpfes unserer Theaterkultur leuchten zu lassen. Zwar glaube ich nicht an eine Besserung dieser Zustände, — aber es wäre jedenfalls dem Chaos der schandbarsten Verlotterung jeder Damm weggeräumt, wenn von Zeit zu Zeit nicht solche Warner vor der Sumpfflut ihre Stimme erheben — wenn alle so müde, so trübselig pessimistisch am Theater *verzweifelt wären*,

wie Ihr sehr ergebener *Max Martersteig*.

¹ Ich hatte mein Schreiben nach Riga, wo Martersteig lange Zeit als Oberregisseur und Dramaturg gewirkt hat, gerichtet. Anm. d. Herausg. [KK]



WIE DAS GLÜCK EINZOG

»Die Schuld (an dem Durchfall) trifft die Regie, die jede Stimmung wie geflissentlich vermied, und einen schon durch das träge, holperige, tausendmal stockende Tempo immer wieder erinnert, daß das ja alles nur Komödie und Spiel, nicht Leben ist.«

8. Jänner 1893.

»Ganz jämmerlich war wieder die Regie. — — Diese Regie glaubt ihre Aufgabe getan, wenn ein paar Stühle aufgestellt und die nächsten Kulissen herabgeschoben sind. Das ist freilich bequem, und solange das Publikum töricht genug ist, es sich gefallen zu lassen, hat sie ja auch ganz recht.«

15. Jänner 1893.

»Frl. Hell spielte mit den ältesten Mätzchen, in den falschesten Tönen, wie man in der letzten Provinz die Medea oder die Iphigene spielt, ganz unzulänglich, hohl und leer, ein *weiblicher Kutschera*. Die Rolle schreit nach der Sandrock. Und, wenn schon die *Ästhetik des Herrn Bukovics* den Ruf nicht hört, seine Kasse wenigstens sollte ihn hören.«

24. Februar 1893.

»Aber ein solches Stück *jetzt* spielen, das ist wieder einmal eines von den tiefen, dunklen Rätseln, deren Geheimnis allein diese unerforschliche Direktion des Volkstheaters hat. Die Direktion ist unerforschlich. *Schlichter Verstand kann sie gar nicht begreifen. Sie muß ihm ganz ohne Sinn und ratlos scheinen.* Es sind jetzt drei Stücke da, an denen eine ernste Bühne nicht vorbei kann; alle drei sind, jedes aus einem andern Grunde, ausgeschlossen von der Burg («Heimat«, «Gläubiger«, «Talisman«). Das Volkstheater hat ohnedies immer das Glück. Aber es denkt nicht daran, es zu nutzen. *Es ist das reine Asyl für invalide Dichtungen und Dichter.* Am liebsten gibt die Direktion Stücke, die schon die Probe bestanden haben, daß sie gewiß durchfallen. Ist das in einem Falle nicht ganz sicher, so läßt sie sie behutsam liegen, bis ihre Zeit, wo sie etwa wirken konnten, vorüber ist. Steht zu befürchten, daß auch dann schauspielerische Kraft sie dennoch retten könnte, so gibt sie die ersten Rollen an Herrn Kutschera und Frl. Hell.

26. Februar 1893.

»Das Stück («Stahl und Stein«) wurde unbekümmert und liederlich verschleudert; es soll ja wohl auch nur ein Füllsel sein zwischen L'Arronge und Kadelburg ... Wenn die Direktion oder die Regie oder das Sekretariat oder wer sonst dort eigentlich die künstlerische Leitung hat, endlich begreifen lernte, daß Herr *Kutschera* zum Helden und Liebhaber, weil ihm Schwung, Leidenschaft und Anmut fehlen, auf keine Weise taugt ... Aber die Direk-

tion kennt solche Erwägungen nicht und oft möchte es fast scheinen, *als ob hier die Rollen gar nicht verteilt, sondern einfach ausgeknobelt würden.*«
4. April 1893.

»Es klappte besser als es in diesem *Theater der Stockungen* sonst üblich ist. Man merkt doch die Nähe des 27. April, da sich der Verein des Volkstheaters versammeln und über die Zukunft des Direktors entscheiden soll. Da ist nun auf einmal große Angst und gewaltsam soll nun rasch bewiesen werden, daß es doch ein bisweilen auch »literarisches« Theater ist. Volksstücke werden mit der Laterne gesucht; Rosmersholm, von dem zwei Jahre nicht die Rede war, taucht wieder auf und weil man um jeden Preis für dieses *Potemkinsche Repertoire* eine »Sensation« haben wollte, wurde dieses Stück (»Dämmerung« von Elbogen) gespielt, von dem man doch vielleicht einmal länger als die drei Stunden des Spieles spricht. So viel Eifer, fast drei Wochen lang, muß doch die Aktiönäre rühren, und hoffentlich winkt die »Victoria« dem Direktor, die in jedem Stücke immer die gleiche, immer von dem gleichen Ofen, immer den gleichen Lorbeer nach der breiten Logo schwiegt, *wo er lächelnd glänzt.*«

23. April 1893.

»Der schönen Dame (Frau Ellmenreich) mag es peinlich sein, solche Dinge zu hören, und mir muß es peinlich sein, solche Dinge zu sagen. Wir können uns beide bei dem *Direktor* bedanken, der, ein wunderlicher Intrigant gegen seinen eigenen Vorteil, sich an diesen Schwänken vergnügt. — — — — Solche Quartette falscher Töne, mit verstellter Stimme, zwischen den Zähnen, durch die Nase, vom Gaumen, aus allen Gegenden des Leibes, wie heute der Herren Weisse, Löwe, Kutschera und Meixner, daß man sich unter deklamierenden Primanern glaubte, wären dann nicht möglich. *Es fehlt überhaupt an der Führung:* man hat jetzt zwar für das Drama gleich zwei Regisseure, man hat aber leider noch immer *keine Regie.*

24. September 1893.

»Merkwürdig: Die guten Stücke werden im Volkstheater doch immer elend gespielt.«

8. Oktober 1893.

»Schrecklich ist nur stets, wenn es hier eine Gesellschaft gibt, einen Ball oder eine Soiree. Dann stolpern immer, in schlotterigen Fräcken, phantastischen Hosen, fraglichen Hemden verdächtige Herren herum, die ihre Eleganz sonst offenbar doch nur beim Greißler üben.«

29. November 1893.

»In der Loge *das mondlich milde Schmeergesicht der Direktion.*«

10. Dezember 1893.

»Was kann denn Herr *Kadelburg* eigentlich, wenn er jetzt nicht einmal mehr Möbel rücken kann?«

'Zeit', 6. Oktober 1894.

»Ich muß leider sagen, daß mein lieber *Martinelli* das neulich versäumte. Man läßt heute Entrees nicht mehr am Kasten vorne singen, eine Strophe links, die andere rechts und immer zum Hörer

hin — — — Man stellt heute nicht mehr die Leute in einer Geraden vorne auf, einen neben den anderen, alle en face, wie Soldaten zur Parade. — — — So hat man vor dreißig Jahren gespielt; so darf man heute nicht mehr spielen.« 17. November 1894.

»Weiß man im Deutschen Volkstheater nicht, daß die Sonne anders als der Mond scheint? Und weiß man dort nicht, daß eine Lampe anders als die Sonne scheint? Im zweiten Akt ist erst Tag, dann dunkelt es, dann wird eine Lampe gebracht. Im Volkstheater ist das ungeheuer einfach. Wenn es dunkelt, dreht man ab, und wenn die Lampe kommt, dreht man wieder auf. *Das ist die Regie des Herrn Bucovics.*«¹ 22. Dezember 1894.

»— — — Sonst ist vorderhand von der gepriesenen Regie des Herrn *Retty* nichts zu melden. Herr Kadelburg mag ruhig sein.« 23 Februar 1895.

»Nichts wollte klappen, nichts hatte Stimmung, nichts kam ordentlich heraus, und im Wirrwarr einer törichten Regie wurde die beste Laune verloren.« 2. März 1895.

»— — — Das ist die berühmte Regie des Herrn *Retty*. Herr Kadelburg konnte sich an der Kritik nicht furchtbarer rächen.« 9. März 1895.

»Unklar bleibt an diesem Theater nur, warum, wenn fünf oder sechs Personen auf der Bühne sind, sie hier prinzipiell stets in einer Geraden, dicht am Souffleur, wie zur Parade stehen müssen. Es sieht aus, wie von einem Feldwebel inszeniert.« 25. Mai 1895.
»Es scheint, das alte Glück, das eine Zeit schmolzen wollte, zieht wieder im Volkstheater ein.« 30. November 1895.

»Auch darf nicht verschwiegen werden, daß eine so kluge, dem Geheimsten des Dichters nachsinnende Regie im Volkstheater schon lange nicht gewaltet hat.« 26. Dez. 1896.

»Jede Nuance hat eine kluge Regie mit zärtlichen Fingern aufgehoben. « 6. Febr. 1897.

» — — — Doch sollen der Eifer und die Mühe seiner (*Kadelburgs*) Regie nicht verkannt werden.« 13. März 1897.

»Der Regisseur ist dem Autor nichts schuldig geblieben, es ist jedes Bild ein kleines Wunder an Geschmack und Präzision.« 24. Sept. 1898.

»Mit Freude, mit Stolz kann die Direktion zurückblicken. Man darf wohl sagen: es gibt kaum ein deutsches Theater, in dem eifriger, strenger und künstlerischer gearbeitet worden ist. Ja noch mehr: es gibt kaum ein deutsches Theater, das mit einer solchen Energie jeden Gewinn festzuhalten, jeden Verlust sogleich zu ersetzen,

1 Herr Bahr hat damals den Namen des Herrn *Bucovics* noch nicht schreiben können. Anm. d. Herausgeb. [KK]

jede Gefahr zu verwinden und von Jahr zu Jahr, fast von Woche zu Woche sein Niveau zu heben verstanden hat, sich niemals bei einem Erfolge beruhigend, niemals ablassend, immer mit neuer Leidenschaft um neue Ziele bemüht — — — Und nun ist es ein Vergnügen, zu sehen, wie *die Führung eine immer kühnere, immer freiere wird*, sich nicht beirren läßt und das Publikum zwingt, ihr nachzukommen.«
16. Sept, 1899.

Herr Bahr hat als Zeuge angegeben, er urteile jetzt anders als früher, weil er Direktor, Regisseur und Schauspieler jetzt »an der Arbeit sehen« könne. Mehr habe ich selbst nie behauptet, Herr Bahr war zuerst bloß Kritiker und ist dann auch Volkstheater—Autor geworden ...

* * *

“WIENER THEATER“

ist das Sammelwerk betitelt, das Hermann Bahr im Jahre 1899 als ein Dokument seiner Entwicklung herausgab. In der Vorrede heißt es ausdrücklich: »Diese Sammlung von Rezensionen, die ich von 1892 auf 1898, erst in der 'Deutschen Zeitung', dann in der 'Zeit' über Wiener Theater geschrieben habe, soll zeigen, wie ich von unsicheren, aber desto heftigeren Forderungen einer recht vagen Schönheit nach und nach doch zu einer reinen Ansicht der dramatischen Kunst gekommen bin.« Da Herr Bahr gleichzeitig aber auch — »nach und nach doch« — zu Tantiemen gekommen ist, so durfte er nicht *alle* Feuilletons, die er seinerzeit geschrieben, in das Buch aufnehmen. Solche Vorsicht erheischte natürlich nur die Abteilung: »Deutsches Volkstheater«. Hier mußten nicht nur gewisse Feuilletons gänzlich weggelassen, sondern aus anderen gewisse Stellen eliminiert werden. Was verschlug's, daß da und dort der Sinn in sein Gegenteil verkehrt ward? Als ich Herrn Bahr am Tage des Gerichts seine *nachträgliche Veränderung früherer Urteile* über das Theater des Herrn Bukovics vorhielt, nahm ich bloß eine Ausrede, die denn auch pünktlich aufmarschierte, vorweg: »Bemerkungen über Regie und Schauspieler, zumal solche tadelnder Natur, seien nicht geeignet, für die Ewigkeit festgehalten zu werden.« Wie kommt's, daß aller Burgtheatertadel sorgsam konserviert wurden? Und wie ist es zu erklären, daß in der Abteilung »Raimund—Theater« die kleinsten Schauspieler, ja die letzten Statisten in gesperrtem Druck der Ewigkeit überliefert werden? Im Namensregister findet sich nicht nur Aischylos, sondern auch Frau Anatour, nicht nur Balzac, sondern auch Herr Balajthy, nicht nur Flaubert, sondern auch Frl. Fenzella, und Frl. Giesrau hat an der Seite Goethes, Frl. Sobjeska neben Sokrates Platz genommen. Aber Herr Bahr fand, in die Enge getrieben, noch eine andere Erklärung für die nachträgliche Redaktion. Er sei als Kritiker der 'Deutschen Zeitung' die Nacharbeit nicht gewohnt gewesen und habe in nervöser Hast über manchen Schauspieler und Regisseur Worte von einer Heftigkeit gefunden, die ihn schon am nächsten Morgen gereut hätte. Die Reue glaube ich Herrn Bahr, aber ich glaube nicht daß sie ihn so rasch überkommen hat. Er müßte denn schon in der Nacht nach einem wütenden Volkstheaterreferat von den zukünftigen Tantiemen des Volkstheaters geträumt haben. In Wahrheit ist er aber erst »nach und nach« von den heftigen Forderungen zu einer reinen Freundschaft mit dem Deutschen Volkstheater gekommen. Warum hat er den Tadel nicht gemildert, sondern gänzlich entfernt? Auf den Vorhalt, daß er ja zwar bei der

'Deutschen Zeitung', aber nicht bei der Wochenschrift 'Die Zeit' als Nachtkritiker angestellt war, hat er überhaupt nichts zu erwidern vermocht.

Ich habe in meiner Verteidigungsrede erklärt daß *sonst* höchstens der Wahrscheinlichkeitsbeweis für eine Beeinflussung gelingen könne, da man ja einen psychischen Vorgang nicht beweisen könne. Die rechte Hand, sagte ich, schreibt günstig und die linke nimmt Tantiemen; ein kausaler Zusammenhang sei wahrscheinlich, denn es sei auffallend, daß die eine immer günstig schreibe, *wenn* die andere Tantiemen bezieht. Gleichwohl: die Rechte kann sich darauf ausreden, sie wisse nicht, was die Linke tut. Der Weg, den der kritische Gedanke von dem Gehirn durch die Feder bis auf das Papier nimmt, ist schwer zu kontrollieren und die Hemmung durch ein materielles Interesse gerichtsordnungsmäßig nicht zu beweisen. Anders bei Herrn Bahr. Er ist vielleicht der einzige Kritiker, der einen offenen Einblick in die Werkstätte seiner Sympathien und Antipathien gestattet. Er ist nämlich nicht dabei stehen geblieben, Gedanken auf ihrem Wege zu sichtbarer Kritik zu verändern. Er hat die fertige kritische Äußerung selbst verändert. Das ist ein seltener Fall, und darum der Betrachtung besonders wert. Herr Bahr will uns in seinem Sammelwerke zeigen, wie er allmählich von den heftigen Forderungen einer recht vagen Schönheit abgekommen ist, aber er enthält uns die heftigen Forderungen vor, und es bleibt nichts übrig als die Schönheit. Da gibt es Feuilletons, die dem oberflächlichen Blick wörtlich herübergenommen scheinen; aber wer näher zusieht und genau vergleicht, entdeckt, daß da und dort ein ganzes oder halbes Sätzchen, eine Bosheit gegen Herrn Bukovics, ein Tadel gegen seine Schauspieler weggelassen ist. Und das gibt dann Entdeckerfreuden, um die einen selbst Herr Bahr beneiden könnte. Der Berliner Schriftsteller Fritz Mauthner, den ich um ein Gutachten über die Frage der Kompatibilität des Kritiker— und des Autorberufes ersuchte, hatte keine Ahnung, um welche Persönlichkeit es sich in meinem Prozesse handle, als er die Worte niederschrieb: »Die bewußte Fälschung der eigenen Meinung gehört auf ein Gebiet, das ich lieber nicht betreten will.« Und er hat dabei gewiß nicht einmal an Veränderung von bereits *geschriebener* Meinung gedacht. Wie wird er verblüfft sein, die folgende Zusammenstellung zu lesen:

Buch:	Zeitung:
»Zwei glückliche Tage.« Von Schönthan und Kadelburg. Die Autoren höhnen, wie der Kritiker auseinandersetzt, das Wiener-tum und stellen den Wiener als Wurstel dar. Die Wiener, fährt Herr Bahr fort, »lachten ohne Arg und ließen es sich fröhlich gefallen. Ich finde das sehr nett und freue mich, daß ihr milder und besonnener Geschmack, der immer mühelos das Rechte trifft, die nicht unbedenkliche Probe, auf die ich keinen Berliner stellen möchte, mit Anmut und Heiterkeit gewann. Schauspielerisch sind solche	'Deutsche Zeitung' 27./1. 1893: »lachten ohne Arg und ließen es sich fröhlich gefallen. Ich finde das sehr nett und freue mich, daß ihr milder und besonnener Geschmack, der immer mühelos das Rechte trifft, die nicht unbedenkliche Probe, auf die ich keinen Berliner stellen möchte, mit Anmut und Heiterkeit gewann. <i>Ob es freilich gerade diesem Direk-</i>

Stücke ...

Schluß: » — — — Aber sonst kann man es wohl aus vielen Erfahrungen als Regel behaupten, daß in solchen Stücken die besten Schauspieler gerade am schlechtesten spielen.«

»Lolo's Vater. « Von Adolf L'Arronge.

Schluß: » — — — Er (der Erfolg) gehört auf das Konto des Herrn Tyrolt. Seine Kunst hat den Abend gerettet.«

tor gezielte, gerade in diesem Hause, das Wiener Bürger für sich erbauten, das Experiment auf die Gutmütigkeit der Wiener zu wagen, das wäre eine andere Frage. Schauspielerisch sind solche Stücke ...

» — — — Aber sonst kann man es, wohl aus vielen Erfahrungen als Regel behaupten, daß in solchen Stücken die besten Schauspieler gerade am schlechtesten spielen. *Dagegen für die schlechten, mit Mätzchen und Manieren, ist es gewöhnlich ein Triumph. Für Herrn Tyrolt war es heute ein Triumph.*«

'Deutsche Zeitung' 19./3. 1893:

»Er gehört auf das Konto des Herrn Tyrolt. Seine Kunst hat den Abend gerettet. *Sie ist, wenn man mir deswegen auch noch so grobe Briefe schreibt und schreiben läßt — ich kann mir nicht helfen, sie ist nicht nach meinem Geschmacke, weil ihr jede Natur und der schlichte Adel der Empfindung fehlen und alles immer aus dem Kopfe kalt berechnet wird; verblüffende Masken, der billige Spaß verlachter Dialekte, die sie freilich unvergleichlich meistert, Wunderlichkeiten im Gange, in den Gesten sind ihre Mittel, und jede »Nuance« ist vor dem Spiegel »gemacht«, auskosten und erprobt; das Herz hat keinen Teil, und wer gefühlte Kunst will, die nichts künstelt, mag sie nicht leiden. Aber ich darf nicht verhehlen, daß sie bei uns den Leuten noch immer gefällt; man jubelt ihr begeistert zu, und so ist vorläufig das Recht auf ihrer Seite. Vielleicht wird sich das ändern, wie es sich in Berlin für Klein geändert hat, gegen den ich lange der einzige Prediger für die Wahrheit der Emp-*

»Rosmersholm.« Von Henrik Ibsen.
Schluß: » — — vortrefflich.«

»Eine Palastrevolution.« Von R.
Skowronnek.
Schluß: » — — welche von selber
kommt.«

»Malaria.« Von Richard Voß.
Schluß: » — — — erst die Stimmung
vorbereiten müßte.«

nerter usw.«

'Deutsche Zeitung', 5./5.1893:
» — — vortrefflich. *Den Ulrik Brendel verfehlte Herr Weiße¹ in Maske, Haltung und Rede. Herr Löwe machte aus dem starren und trotzig —fanatischen Rektor einen weinerlich — polternden Messner usw.*«

'Deutsche Zeitung', 15. / 10. 1893.
» — — welche von selber kommt. *Der Darstellung gebührt heute Lob. Den Stil solcher Benedixiaden, welche auf Wahrheit und Stimmung verzichten und behaglich in breiten Späßen plätschern, trifft diese Bühne. Sie werden, wenn man sich in das steife, träge, nervenlahme Tempo, das hier nun einmal Sitte ist und jede Vorstellung um eine Stunde verschleppt, geduldig fügt, erträglich gespielt. Freilich, ohne jede Führung, welche die Klänge verbinden und ordnen würde. — — — Auch Frau Odilon weiß zu gefallen, was nicht recht begreiflich ist, da sie die flotte Amerikanerin doch im Ton und in den Gesten verfehlt, und statt die wunderlichen Reize der britischen Zunge zu treffen, stottert sie ein künstliches Kauderwelsch, das es nicht gibt, und bringt wieder ihre spitzen, unveränderlich berlinischen Mätzchen; aber die Leute klatschen, und so verdienen sie es ja nicht besser.*«

'Deutsche Zeitung', 22.10. 1893:
» — — — erst die Stimmung vorbereiten müßte. *Hier freilich hätte auch die beste Kunst nicht geholfen. Hier hätte auch ein literarisches Werk versagt. Hier mußte das Stück, ohne Verschulden des Dichters, durch die elenden und schändlichen Mätzchen der Fr. Elmenreich fallen, die es vermochte, selbst den*

1 Vgl. damit: 'Neues Wiener Tagblatt', 8. Juni 1900 (Wechselgastspiel): » — — — Die Episoden des Brendel und des Mortensgard, mit welchen ja auch unsere Weiße und Meixner viel Glück hatten.« [KK]

»Der Talisman.« Von Ludwig Fulda.
Schluß: » — — und der Menge immer nur ihre gewohnte eigene Weise gibt.«

»Das Märchen.« Von Arthur Schnitzler.
» — — Auch Herr Giampietro und Herr Kutschera, als dumme Wiener 'Lebebuben', waren unübertrefflich. Herr Nhil schien heute — — «

unwiderstehlichen 1. Akt zu werfen — — — — — Ärgere Unnatur ward noch nicht erlebt und selbst der gewiß sanfte, geduldige und zahme Hörer dieses Hauses wurde heute wild, daß der Zorn bald unerquickliche Formen genommen hätte. (Folgt Lob einiger Schauspieler.) Ich bin von dem Verdachte frei, diese Schauspieler über Gebühr zu schätzen. Aber es muß doch gesagt worden, daß es sie degradieren heißt, wenn man immerhin ernsthaften und künstlerisch ehrbaren Leuten den Schimpf zumutet, mit einer so unwürdigen Partnerin zu spielen.«

'Deutsche Zeitung', 5. / 11. 1893:
» — — —und der Menge immer nur ihre gewohnte eigene Weise gibt. (Folgt ein Tadel der Darstellung, die weit hinter der Berliner zurückbleibe.) Fr. Odilon bleibe »stets die zappelige Berliner Soubrette«. Der Jubel, der Herrn Tewele (den kurz zuvor Entlassenen) empfing, »mag die Direktion oder das Sekretariat oder wer sonst jetzt gerade im Volkstheater an der Herrschaft ist, lehren, solche Scherze, die zu behaupten sie doch die Autorität nicht hat, künftig lieber bescheiden zu lassen.«

'Deutsche Zeitung', 2. / 12. 1893:
» — — Auch Herr Giampietro und Herr Kutschera, als dumme Wiener 'Lebebuben', waren unübertrefflich. Herrn Kutschera muß ich das besonders sagen. Er ist oft elend, niederträchtig, schändlich, weil man ihn in falsche Rollen stellt. Aber jetzt weiß ich, daß er ein Künstler ist. Herr Nhil schien heute — — «

'Zeit', 27. Oktober 1894.
» — — In der Wiener Bearbeitung der »Komödianten«, die von einem

»Komödianten«. Von Eduard Pailleuron.

» — — In der Wiener Bearbeitung der 'Komödianten' fehlt eine Szene, die an der Comédie der beste Treffer des Stückes ist — — — — «

Schluß: »Die Wiener Darstellung versagte. Nur eine Szene im dritten Akte wurde von der Sandrock und Herrn Nhil — — schön gespielt, natürlicher, freier und verständiger selbst als an der Comédie.«

*Analphabeten*¹ sein muß, der weder deutsch noch französisch kann und die Gesetze der Sprache so wenig als die Gesetze des Anstandes ahnt, in dieser ganz dummen und phantastisch jämmerlichen Verstümmelung fehlt eine Szene, die an der Comédie der beste Treffer des Stückes ist — — — «

»Die Wiener Darstellung versagte. Eine Szene im dritten Akte wurde von der Sandrock und Herrn Nhil — — — schön gespielt, natürlicher, feiner und verständiger selbst als an der Comédie. *Alles andere war unbeschreiblich elend, albern und gemein — man konnte sich fast im Raimundtheater glauben.*«

»Was ich ausschied, brachte ich gleichsam verstohlen, heimlich beiseite und mußte schon fest überzeugt sein: Den kleinen Raub wird man aber nicht merken.«
Kürnberger, »Siegelringe«.

* * *

Allerlei Zitate

»'s Wort gilt bei mir so viel als ein Theaterkontrakt, denn man halt' ihn auch nur so lang man will.«

Nestroy, »Zwei ewige Juden und Keiner« (I., 22.).
*

»Diese Hausierer der Literatur — für die jedes Drama eine neue Villa ist — — !«
Leo Hirschfeld, »Die Lumpen« (I., 2.)
*

»Zipser: Und der Millner in der Morgenpostl?

Lona: Der is doch immer ein Schwein gewesen. — Lauter Schweine, lauter Schweinel Ah!

Zipser (die Zeitungen zusammenlegend): Die Pest soll sie treffen! — Du mußt sie nächstens wieder einmal einladen.«

Bahr, »Der Star« (1., 4.)
*

»Was die Künstler immer zuerst und mit Leidenschaft verhandeln, ist das Thema von der bestechlichen Kritik« — — Kritiker, »die ihr Urteil nach der Zeile für Zigarren oder auch, wenn es einem bequemer ist, für bares Geld verkaufen.« Es beweist dies nichts gegen die anständige Kritik, »neben der

1 Die Wiener Bearbeitung der »Komödianten« rührt von Emerich v. Bukovics her. Anm. d. Herausg. [KK]

überall Erpresser sind, wenn sie sich auch freilich anderswo wenigstens nicht in die erste Reihe drängen.«

Bahr, »Studien zur Kritik der Moderne«, 1894.

*

»Weißt Du, was ein Dichter will? Zehn Prozent Tantiemen. Außer wenn er ein großer Dichter ist; nachher will er fünfzehn Prozent!«

Leo Hirschfeld, »Die Lumpen« (II., 2).

*

»Aber jetzt geben Sie meine Komödie nur mehr zweimal oder höchstens dreimal in der Woche — und Sie setzen sie auch am Montag und Freitag an, ausgerechnet an den schlechtesten Theatertagen!«

Das geht nach den Kassenausweisen, Herr Ritter. Ihr Stück ist das zugkräftigste — natürlich setzen wir's an den schlechtesten Tagen an, weil die die Poussierung brauchen. Das ist ein großes Kompliment für das Stück, daß es Montag und Freitag gegeben wird!«

» — — Ah — ich dank' schön! Ich brauch' keine Komplimente! — — Ich bitte Sie also sehr ernsthaft und nachdrücklich, mein Stück Mittwoch und Samstag anzusetzen — verstanden — wenn ich schon auf den *Sonntag* verzichten will!«

Ebenda (III., 8.)

*

»Wann man bedenkt, was die ander'n all's hab'n — die in Wien — — wo oaner den andern aneifert, oaner dem andern hilft, oaner den andern nachzieht, wo s' alle in oan' groß'n Kreis steh'n und sich an der Hand halt'n, wo nix verlorn geht, weil's gleich wieder von oan' ander'n abg'nommen und aufg'nommen wird ... «

Bahr, »Der Franzl«, (III., 2).

*

»Sie brauchen Kleider, Handschuhe und Hüte und sollen auf den Condiaball, sonst werden sie schlecht rezensiert.«

Bahr, 'Zeit' (2. Febr. 1895).

*

»Lüge über Lüge unter dem bergenden Schutze der Anonymität; Lüge, Laster und Feigheit! Es verschlägt einem den Atem in dieser pestfaulen, mephitischen Sphäre, und es heißt wahrhaft übermenschliche Selbstbeherrschung, über derlei Dinge ruhig zu sprechen, ohne mit Keulenschlägen d'reinzufahren.«

Bahr, »Deutsche Wochenschrift« 1884.

*

»Er wußte mit einer strebsamen und sehr verwendbaren Naivität langsam seinen kleinen, aber sicheren Weg in die Presse zu nehmen. — Er wuchs an Haltung, förderte seinen Namen und stieg, bis man ihm zuletzt sogar das *kritische Amt anvertraute*. Er rezensiert seit einem Jahre jetzt das *Deutsche Volkstheater*, das denn auch heute seine 'Sintflut' brachte.«

Bahr, »Deutsche Zeitung«, 8. Okt. 1893.

Besprechung der »Sintfluth« von Brociner.

*

»Ich sagte ja, daß ich nicht ganz unschuldig bin an dem Urteil.«

Dupoël, Präsident des Schwurgerichtes in:
Brieux »Die rote Robe«. (III.)

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Sozialdemokrat. Unser feuchtfrohlicher Habakuk ist ja schon früher einmal mit der Redaktion der 'Arbeiter—Zeitung' meinethalben in Widerspruch geraten. Er griff mich an, und die Redaktion teilte mir mit, das habe Habakuk lediglich zu seinem Privatvergnügen, aber zu Ihrem Mißbehagen getan; ihr falle gar nicht ein, im Ernst zu vertreten, was er im Scherz gesagt habe. Diesmal wurde Genosse Habakuk noch rascher und entschiedener verleugnet. In der Sonntagsnummer verspottet er das Interesse, das die Wiener an dem Prozeß zwischen »zwei Bajazzos« — das sollen Herr Bahr und ICH sein — nehmen. Aber in derselben Nummer der 'Arbeiter—Zeitung' stand ein spaltenlanger und, soweit ich es übersehe, recht objektiver Bericht über diesen Prozeß. Habakuks Kollegen waren also der Meinung, daß die Korruption in Presse und Theaterwesen, über die neulich zwei Tage lang vor dem Schwurgericht verhandelt wurde, nebst dem übrigen Wien auch vor allem die Wiener Arbeiterschaft interessiere und interessieren solle; im Textteil der 'Arbeiter—Zeitung' pflegen doch nur Angelegenheiten, die für die Arbeiterschaft von Bedeutung sind, ausführlich behandelt zu werden, und nur für den Inseratenteil wurde bisher die Entschuldigung geltend gemacht, die Redaktion brauche, was der Leser hier gern missen möchte. Die Kollegen des überlegen—spöttischen Habakuk sind aber noch weiter gegangen: sie haben dem Prozeß zwischen den Herren Bahr—Bukovics und mir allgemeines Interesse vidiert, und der politische Redakteur hat wenige Tage nachher der 'Neuen Freien Presse', mit der er doch neuestens in den meisten Dingen sicherlich mehr sympathisiert als mit mir, den Vorwurf nicht ersparen zu dürfen geglaubt, daß sie den Prozeßbericht »unterschlagen« habe. Ich sagte einmal, Habakuks Sonntagshumor würde sich im 'Wiener Tagblatt' nicht schlechter ausnehmen als in der 'Arbeiter—Zeitung'. Und man sieht jetzt, daß er in die 'Neue Freie Presse' sogar besser passen würde.

Den vielen Freunden, die mich neulich ihrer Sympathien versichert haben, danke ich ebenso herzlich, wie den Verfassern anonymer Schmähbriefe, die mir auf ihre Weise zu verstehen gaben, daß die Sache, die ich vertrat, eine gute war. Das stenographische Protokoll der Gerichtsverhandlung, das gegen 1000 Bogenseiten umfaßt, ist noch nicht vollständig ausgeschrieben, und ich werde im nächsten Hefte einige Lücken der Wiener Gerichtssaalberichterstattung ausfüllen. Inhalt und Umfang der vorliegenden Nummer entschuldigt die Verspätung.

Die Märzhefte werden am 15., 23. und letzten des Monates erscheinen.

— — — — —
Der Nachdruck der in diesem Heft enthaltenen literarischen Gutachten ist — mit Angabe der Quelle — gestattet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.